Inhalt des Siebenten Bandes.

Viertes Buch.

Von Mathias bis auf Ferdinand II.

Vom Jahr 1612 bis 1620.

Erstes Kapitel. Wahl desselben. Trennung auf dem Reichstag zu Regenspurg zwischen den Katholischen und Protestanten. . . . . . S. 1

Zweytes Kapitel. Allgemeiner Landtag der österreichischen Protestanten zu Linz. Fruchtloser Ausgang desselben. Verlängerung des Stillstandes mit den Türken. . . . . . S. 21

Drittes Kapitel. Kaiserliche Mandaten wegen Achen und Mülheim. Uneinigkeit zwischen den besitzenden Fürsten von Jülich und Cleve. Festsetzung der Spanier und Holländer in beyden Ländern. Betragen der deutschen Fürsten dabey. S. 29

Viertes Kapitel. Bewegungen über das Bedenken des Erzherzog Maximilians wegen der Succession im Reich und den österreichischen Staaten. Erzherzog Ferdinand wird als Nachfolger in Böhmen erkannt. . . . . . S. 41

Fünftes Kapitel. Ausbruch der böhmischen Unruhen. Die kaiserlichen Statthalter werden zu den Fenstern hinausgeworfen. Bewaffnung der Stände. Vertreibung der Jesuiten. . . . . S. 59

Sechstes Kapitel. Berathschlagung an dem kaiserlichen Hof, ob man Gewalt brauchen solle oder nicht. Meynung des Kaisers. Merkwürdiges Bedenken König Ferdinands. Der Kaiser rüstet sich. S. 89

Siebentes Kapitel. Ferdinand wird als König von Ungarn gekrönt. Gefangennehmung Cardinal Clesels. Der Kaiser braucht Gewalt gegen die Böhmen. S. 107

Achtes Kapitel. Ankunft des Grafen Ernst von Manßfeld in Böhmen. Heimliche Theilnehmung der Häupter der Union an den böhmischen Unruhen. Weitaussehende Projecte derselben. Fruchtloser Versuch einer Vermittlung. Tod des Kaisers. . . . . . S. 118

Neuntes Kapitel. Zustand der deutschen Nation in Ansehung ihrer Staatsverfassung und Macht. Einrichtung des Kriegswesens. . . . S. 131

Zehntes Kapitel. Deutscher Handel und Nationalreichthum. Verfall beyder und des Münzwesens. . . S. 152

Eilftes Kapitel. Pracht, Aufwand in Ansehung der Tafeln und Kleidung. Uebler Zustand der Finanzen an den Höfen. Vorschläge sie zu bessern. Alchymie. S. 167

Zwölftes Kapitel. Geschmack an ritterlichen Uebungen und der Jagd. Unmässigkeit im Trinken. Redlichkeit. Gelehrsamkeit. Hexenbrennerey. Unduldsamkeit. . . . . S. 191

Dreyzehntes Kapitel. Ferdinand II. Große Gefahr, die ihm in seinen eigenen Erblanden bevorstund. . . S. 207

Vier-

Vierzehntes Kapitel. Ankunft des böhmischen Heeres vor Wien. Kaiserwahl. S. 219

Fünfzehntes Kapitel. Neue Königswahl in Böhmen. Gabor Bethlens Unternehmungen in Ungarn. Abermalige Erscheinung der Böhmen vor Wien. S. 232

Sechzehntes Kapitel. Bündniß zwischen Ferdinand und Herzog Maximilian von Bayern. Betragen der Union gegen Lezteren. . . . . S. 250

Siebzehntes Kapitel. Huldigung der Niederösterreicher. Spanische Zusage wegen eines Angriffs der untern Pfalz. Günstige Erklärung des Churfürsten von Sachsen. . . . . S. 265

Neuere Geschichte der Deutschen.

Viertes Buch.
Matthias.

Erstes Kapitel.
Wahl desselben. Trennung auf dem Reichstag zu Regenspurg zwischen den Katholischen und Protestanten.
1612 — 1613.

Nach der bisherigen Stimmung der Gemüther zu urtheilen, hätte man glauben sollen, die Kaiserwahl würde höchst zweifelhaft, un-

sicher und gefahrvoll ausfallen; und dennoch lief sie kaum jemals ruhiger ab. Einige unirte Fürsten, bey denen das Projekt König Heinrichs IV. von Frankreich, Kaiser aus andern Häusern als dem Oesterreichischen zu wählen, noch im frischen Andenken war, wünschten mehr dessen Ausführung a), als daß sie gewagt hätten, mit Ernst daran zu arbeiten. Den Churfürsten selbst scheint es nicht in den Sinn gekommen zu seyn, Oesterreich zu übergehen. Nur hatten sie einigen Anstand wegen der Person. Die Geistlichen waren sehr für den Erzherzog Albrecht, als Besitzer der Niederlande, eingenommen, der ihnen allenfalls geschwinder und nachdrucksamer beyspringen konnte.

Die Weltlichen hingegen neigten sich auf den Erzherzog Maximilian, Deutschen Ordensmeister, der in seinem und seiner Brüder Namen die Grafschaft Tyrol samt den Oesterreichischen Vorlanden verwaltete, und wegen seines Eifers für das gemeine Beste, aufrichtigen und redlichen Gemüths überhaupt sehr geschätzt war. Nachdem derselbe die Werbung in Person für seinen Bruder Matthias bey dem Churfürsten von Sachsen gethan, fragte ihn

a) Spuren davon findet man bey LONDORP. Act. pub. T. I. p. 102.

ihn dieser: wenn ihm selbst ein Brieflein (Wahldecret) zukommen sollte, was er dazu sagen werde. „Er werde nicht darum danken, antwortete Maximilian, weil er mehrere Mühe und Arbeit nicht begehrte.“ Auch Pfalzgraf Johann, als Vormund des jungen Friederich V. sagte ihm, nachdem er den Antrag wegen seines Bruders gemacht hatte, warum er allzeit für andere sollicitire, worauf er antwortete: er hätte ein geringes Gouvernement, und wäre desselben gern los, warum er nach mehrerer Mühe und Arbeit trachten sollte.

Da Erzherzog Albrecht ebenfalls nicht die geringste Lust zu dem Kaiserthume bezeigte, ward Matthias, Rudolphens ältester Bruder, König von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, einhellig und ohne alle Schwierigkeit zu Frankfurt gewählet. Die Krönung ward mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten vollzogen (den 24ten Jun.) bey welcher der Zusammenfluß von Churfürsten, Fürsten und Reichsgrafen ganz ausserordentlich war. Die ersteren fanden sich ausser dem von Brandenburg insgesamt persönlich ein. Unter den andern zeichneten sich aus der Churprinz Friederich von der Pfalz, Johann Georg Churprinz von Branden-

i. Jahr 1612. den 13. Jun.

burg, Herzog Johann Friederich von Würtemberg, Landgraf Moritz von Hessen, Landgraf Ludwig von Hessen, Marggraf Joachim Ernst von Brandenburg, Fürst Christian von Anhalt, Herzog August von Lüneburg, Herzog Albrecht von Holstein ꝛc. Es schien, als wollte man für immer Abschied von einander nehmen. In einer Versammlung der Fürsten zu Heppenheim ward davon gesprochen, ob die Churfürsten das Recht hätten, ohne ihre Einwilligung der Wahlcapitulation etwas beyzusetzen b), es erfolgten aber keine weitere Bewegungen.

An Pracht und Aufwand war kaum noch eine Wahl dieser gleich gewesen. König Matthias Gefolg belief sich auf drey tausend Personen und zwey tausend Pferde, und von Kutschen, deren jede mit sechs Pferden bespannt war, hatte er bis hundert. Unter den Festins zeichnete sich aus ein von dem Kaiser gegebenes Ringelrennen, bey welchem er sich selbst auf der Rennbahn einfand und mitrannte, und ein sogenanter Ehrentanz, dem er ebenfalls in Person beywohnte. Merkwürdig ist noch, daß Matthias auch seine Gemahlinn, des Erzherzogs Ferdinand von Tyrol

Toch-

b) Apud LONDORP. l. c. p. 103.

Tochter, Anna, die er im vorigen Jahre geheurathet hatte, krönen ließ.

Vermöge der zu Frankfurt herrschenden Einigkeit, Fröhlichkeit und Freundschaftszusicherung hätte man sich versprechen sollen, das alte Zutrauen werde nun vollkommen wieder aufleben; allein wie weit anders sah es in den Gemüthern aus! Die Katholischen berechneten ihre Vortheile nach der größeren Thätigkeit und Entschlossenheit des neuen Kaisers, und die unirten freuten sich, in dessen Temperament bereits sichtbare Spuren der Hinfälligkeit und schwächlichen Gesundheit entdecket zu haben, welches Fürsten Christian von Anhalt Gelegenheit gab zu sagen, daß Matthias, wenn es zum Tanz kommen sollte, keine großen Sprünge mehr machen werde. Die wahren Gesinnungen beyder Theile äusserten sich vorzüglich auf dem nach Regenspurg ausgeschriebenen Reichstag (1613).

Man hatte von kaiserlicher Seite nach einer alten Maxime geglaubt, näher zum Zweck zu gelangen, wenn die protestantischen Churfürsten und Fürsten sich persönlich auf dem Reichstag einfänden, wozu man sie durch eigene Schreiben einlud;

 aber

aber auch die nicht in der Union begriffenen schlugen es ab, und die Glieder derselben gaben ihren Gesandten die gemessensten Befehle, gleich nach ihrer Ankunft, und wo möglich, noch vor der Eröffnung der kaiserlichen Proposition ihre Beschwerden zusammen zu tragen, und dem Kaiser mit der Bitte zu übergeben, daß er sie, noch ehe zu irgend einer Berathschlagung geschritten werde, erledigen möge.

Da sie nicht so geschwind damit fertig werden konnten, und der Kaiser mit der Proposition indessen fortfuhr, auch gleich den dritten Tag darnach die anwesenden Stände und Bothschafter in die Reichsräthe erfodert wurden, erklärten sie, daß sie sich in keine Handlung einlassen könnten, ehe sie ihre Beschwerden überreichet, und derselben Erledigung bekommen hätten. Da hingegen die andere Partey durch die Mehrheit der Stimmen beschloß, daß mit der Berathschlagung sogleich der Anfang zu machen sey. Die Puncte des kaiserlichen Vortrags waren folgende: wie das gesperrte Justitz und Kammergerichtswesen in seinen richtigen Lauf wieder gebracht, das daher entstandene, und je länger je mehr zunehmende Mißtrauen, auch die erfolgte Verfassung und Gegen-

genverfassung (Union und Ligue) ein- und abgestellt, dem Türken und dessen friedbrüchigen Vorhaben begegnet, die eingerissenen Mißbräuche im Münzwesen abgewendet, und die Reichsmatrickel ergänzt werden könnte.

Die Türken hatten angefangen, bedenkliche Bewegungen in Siebenbürgen zu machen, die sich zuletzt mit Vertreibung des Fürsten Gabriel Bathori, und Einsetzung des Gabriel Bethlem, oder wie man ihn insgemein nannte, Bethlen Gabor, der in der Folge dem Hause Oesterreich so gefährlich geworden, endigten. Da man gar glaubte, sie würden Siebenbürgen für sich behalten, welches jederzeit als eine Vormauer von Oberungarn angesehen worden, so konnte man um so weniger gleichgültig dabey seyn, weil vermöge der mit Botschkai und den Siebenbürgern errichteten Verträge, schon nach des ersteren Tod das Land an Ungarn hätte zurück fallen sollen.

Ohne sich an diese Puncte zu kehren, überreichte ein Ausschuß der Unirten und der mit ihnen in Verbindung stehenden sogenannten correspondirenden protestantischen Fürsten dem Kaiser den zweyten Tag nach dem ersten Rathsgang die

indessen zu Stande gebrachte Beschwerungsschrift mit der wiederholten Bitte: „daß er sie lesen, erwägen, und die klagenden Stände mit wirklicher Abhelfung fürderlich erfreuen wolle. Ihre Meynung sey nicht, die Wiederaufrichtung der Justitz, woran dem Reich so merklich gelegen sey, zu hindern, sondern sie hätten nur die Ursachen überdacht, warum sich der Reichstag von 1608. fruchtlos zerschlagen, welche sie darin gefunden, daß damals die Katholischen bey denjenigen Beschwerden, die im Punct der Justitz mit eingelaufen, die Protestanten durch Ueberstimmen zu übereilen sich unterstanden. Da nun die Erstern denselben Weg jezt abermal gingen, und die protestantischen Stände durch ihre Majora gleich bey dem ersten Rathgang binden wollten, und ohne Zweifel auch hernach auf eben die Art verfahren würden, so hätten sie den ausdrücklichen Befehl, den Berathschlagungen so lange nicht beyzuwohnen, bis diesem allen zuförderst abgeholfen, und ihre Beschwerden abgethan wären."

Diesmal betrafen sie hauptsächlich die zu weit erstreckte Gerichtsbarkeit des Reichshofraths „als der sich heraus nähme, in weltlichen und Religionssachen zu erkennen, da doch die Kaiser bey

der

der Errichtung des Kammergerichts nichts weiters vorbehalten, als in Sachen, wo es um einen Landfriedensbruch, oder wo um Fürstenthümer, Grafschaften und Herrschaften, die von dem Reich zu Lehen rührten, und einem oder dem andern Theil endlich ab- oder zugesprochen werden sollten, zu entscheiden. Auch beschwerten sie sich, daß bey dem Kammergericht verschiedne Mängel eingerissen seyen, z. B. daß zeither das Kammerrichter- und Präsidentenamt bloß mit Katholischen besetzt worden, die ordentlichen Visitationen unterblieben ꝛc. daß protestantische Bischöfe auf der geistlichen Bank nicht zu ihrer gehörigen Sitzung gelassen, der Religionsfrieden von etlichen Leuten nur für eine Toleranz und Interim ausgegeben würde, endlich was ihnen besonders am Herzen zu liegen schien, daß sie bey den leztern Reichstägen sonderlich im Fürstenrath gespüret, daß man sowohl in Religions- als in freywilligen Contributionssachen auf die mehreren Stimmen durchaus gehen, auch wohl die der evangelischen Stände, da sie gleich allerdings mit einander einstimmig, nicht in die Relation bringen, noch sonst etwas gelten lassen wollte."

Der Kaiser ließ ihnen durch den Reichs-Vicekanzler die Antwort ertheilen: "er erinnere sich,

aus was erheblichen Ursachen er mit Einwilligung und Gutachten der Churfürsten diesen Reichstag ausgeschrieben, daß nehmlich des Reichs gemeine Sachen berathschlaget, und Fried und Recht in demselben erhalten werde. Seine Meynung sey auch, daß die Beschwerden, dergleichen auch der andere Theil übergeben habe, erörtert werden sollten. Dieses sollte aber billig die gemeinen Berathschlagungen nicht hindern, als mit denen ein für allemal fortzufahren wäre, indem es der Natur und aller Völker Recht, der goldenen Bulle, den Reichs-Constitutionen und dem Herkommen gemäß sey, daß in dergleichen Berathschlagungen die mehreren Stimmen die wenigeren an sich ziehen. Er wollte sich also vorsehen, daß sich die Gesandten wieder bey dem Rath einstellen, und das Werk nicht hindern werden." Allein diese lehnten es auf das neue durch die Befehle ihrer Obern ab, und nahmen keinen Theil an den gemeinsamen Berathschlagungen.

Eine Trennung solcher Art war etwas ganz neues, und der gerade Weg, in Zukunft jeden Reichstag unmöglich zu machen; indem sich leicht vorsehen ließ, daß die Katholischen nie als in dem äussersten Nothfall dem wichtigen Vortheil entsagen

wür-

würden, den die auf ihrer Seite sich befindende Mehrheit der Stimmen ihnen gewährte. Ein neuer Stoff zum Mißfallen für sie war es ohnehin, daß die Protestanten die Gerichtsbarkeit des Reichshofraths so sehr einzuschränken sich bemüheten. Zu einer Zeit, da das Kammergericht so weit herab gesunken war, daß es nicht einmal seine den Katholischen günstigen Urtheile in Ansehung vier unbeträchtlicher Klöster konnte vollstrecken machen, wobey noch das bedenklichste war, daß mehrere protestantische Stände, besonders Churpfalz, in dieser Sache solche Grundsätze geäussert hatten, aus denen klar abzunehmen war, daß man die Gerichtsbarkeit des Kammergerichts in geistlichen Gütersachen gar nicht erkannte.

Dagegen hatte sich das obgleich schwache kaiserliche Ansehen wenigstens in so viel Achtung erhalten, daß nicht leicht einzelne Fürsten ihm mit offener Stirne Troz zu bieten sich getrauten. Die Katholischen riethen dem Kaiser einmüthig, sich in der Ausübung seiner Gerichtsbarkeit, die sie als ihre lezte Schutzwehr betrachteten, nicht nur allein für die Zukunft im geringsten nicht irre machen zu lassen, sondern mit der Vollstreckung der bereits abgeurtheilten Sachen fortzufahren. In

einer indessen gehaltenen Unterredung zwischen dem Erzherzog Maximilian, und verschiedenen protestantischen Gesandten war Meldung geschehen von einem so genannten Compositionstag, auf welchem diejenigen Beschwerden, die auf dem Reichstag selbst nicht zum Vergleich könnten gebracht werden, vollends beygeleget werden sollten. Auch davon wollten die Katholischen nichts hören, „indem alle bisherigen Verträge sich mit Aufopferungen von ihrer Seite angefangen und geendigt hätten. Von den Protestanten werde nichts darunter gesucht, als sich in dem Besitz der nach dem Passauer Vertrag eingezogenen geistlichen Güter sicher zu stellen, eine Sache, in die sie unmöglich willigen könnten, ohne zu wagen, auch die übrigen zu verlieren; der neue Vergleich möge abgefaßt werden, wie man immer wolle, so werde er ihre Begierde nach mehreren nicht weniger reitzen, als der Passauische, der sie das erstemal gelehret, es ungestraft thun zu können, es sey demnach immer besser auch mit einiger Gefahr das Weitere von Zeit und Umständen zu erwarten, als den gewissen Verlust für jezt schon zu unterschreiben."

Weil sie wohl wußten, daß der Kaiser kein Liebhaber von Rathschlägen war, wodurch es zum gänz-

gänzlichen Bruch mit den Protestanten hätte kommen können, gaben sie ihm Nachricht von der wirklichen Verfassung der Ligue, ihrer Stärke und Einrichtung. Und um ihm noch mehr Muth einzusprechen, überreichten sie ihm eine Schrift, von der nur die Häupter und Vertrautesten der Ligue Kenntniß hatten. Er würde selbst sehen, in was beschwerlichen und gefährlichen Extremitäten die Sachen des deutschen Reiches beständen. Einerseits werde ihm als Kaiser nach dem Scepter gegriffen, die kaiserliche Autorität benommen, seine Gerichtsbarkeit im Hofrath- und Kammergericht nicht allein in Zweifel gezogen, sondern in odiosis gar aberkannt, und ein neues Fürstenrecht aufgedrungen; die Justiz werde gesperret, die kaiserlichen Sentenzen retractirt, die Juramenta fidelitatis und obedientiæ nicht geachtet, die Reichs-Constitutionen, goldene Bulle, der Religion- und Profanfrieden in Wind geschlagen, rechtmäßige Verträge, Briefe und Siegel, Reverse und Gelübde aus Staatsgründen (per ragion di stato) nicht gehalten, und nichts für recht geachtet, was die Absichten der Correspondirenden c) verhindern möchte. In

c) Unter Correspondirenden wurden jene Fürsten verstanden, die keine förmlichen Glieder der Union, und dahe

In Religionssachen sollte kein Richter seyn, das Gewissen nicht gesperrt werden, die Freystellung (der Religion) vor allen Dingen fortgehen, die Geistlichen ihre Rechtsgesuche wegen der ihnen abgenommenen Stifter und Kirchengüter fallen lassen, und ein neuer Religionsfrieden aufgerichtet werden; kurz in geistlichen und weltlichen Sachen sollten nicht die mehreren Stimmen, sondern bloß der Unirten Muthwille gelten, und eine neue unerhörte Regierungsform aus Calvins Lehre und Schule im Reich aufgestellt werden."

„Katholischer Seits werde mehr nichts gesucht, als die Ehre und Beschützung ihrer Religion, die beständige Erhaltung der kaiserlichen Autorität und Jurisdiction, die ungehinderte Verwaltung der Justitz, Schutz und Schirm der Beschwerden, und überhaupt nichts anders, als daß alles, was den Reichs-Constitutionen, der goldenen Bulle, dem löblichen alten Herkommen, aufgerichteten Contracten und Versprechen gemäß wäre,

daher auch zu keinem Beytrag verpflichtet waren, sondern in vertraulicher Correspondenz mit denselben stunden. Weil sie auf diesem Reichstag gemeine Sache mit den Unirten machten, so wurden beyde unter dem Namen der Correspondirenden begriffen.

wäre, unverbrüchlich gehalten, und ein jeder bey dem Seinigen in Ruhe und Frieden gehandhabt werde."

„Weil dann diese Extrema so beschaffen, daß aus einem das Verderben, und diese Auflösung des ganzen Reichs und der katholischen Religion Untergang in Deutschland nothwendig erfolgen müße, von dem andern aber die Erhaltung derselben, wie auch des jetzigen Reichstages und der kaiserlichen Autorität abhange, als wollten die gehorsamen Stände unterthänigst bitten, und verhoften, der Kaiser werde ungeachtet aller Einwendungen, sich dahin erklären, wohin er von Gott, seinem Gewissen mit Eid und Pflichten von Amts- und Rechtswegen als ein ordentlich erwählter, gesalbter gerechter Kaiser angewiesen worden. Alsdann werde Gott nicht weniger, als bey andern, dessen heroischen, christlichen und lobwürdigsten Resolutionen seine Gnad verleihen, und Mittel an die Hand geben, dadurch der Unruhigen Muthwille gedämpfet, das römische Reich von angedrohter Zerrüttung gesichert, und das liebe Vaterland mit ewigem Lob des Kaisers in Ruhe und Frieden erhalten werden könne. Zu welchem Zweck zu gelangen kein anderes Mittel seyn könne, als wenn

er

er bey seiner Proposition wie bisher alles unbilligen Einstreuens ungeachtet löblich geschehen, beständig ausharren, der gestockten Justitz wieder aufhelfen werde, indem ohne dieselbe das Reich nicht länger könne erhalten werden."

„Er hätte sich auch dadurch nicht irre machen zu lassen, daß vielleicht die Execution der abgeurtheilten Sachen nicht erfolgen, oder gar unmöglich seyn möchte, denn Gott eifere für die Gerechtigkeit, und lasse die Gerechtigkeit nicht hülflos. Auch mangle es an ernstlichen Mitteln nicht. Doch gesetzt, daß auch mit der Execution nicht in allen durchzudringen sey, so wäre wenigstens der Kaiser vor Gott und der Welt entschuldigt, und in seinem Gewissen frey."

„So viel der gehorsamen Stände Defensionwesen betreffe, da wüßte der Kaiser aus dem letzten Frankfurtischen Abschied sich wohl zu berichten, daß es zur Erhaltung der kaiserlichen Autorität, zur Handhabung der lieben Justitz, und zu Erhaltung Ruhe und Friedens im Reich vornehmlich angesehen, und auf blosse Defension fundirt sey. Und da derselbe bey den Corespondirenden so viel vermochte, daß sie ihre ärgerliche verboth-

botene Union oder Faction fallen ließen, so könne er versichert seyn, daß die gehorsamen Stände von ihrer abgedrungenen Defension ganz weichen wollten. Weil aber jedermänniglich bewußt, daß die Correspondirenden von ihrem Unwesen und unbilligen Intent nicht weichen wollten, als versähen sich die gehorsamen Stände, der Kaiser werde ihr nothwendiges Defensionswesen nicht allein nicht mißbilligen, sondern dasselbe mit kaiserlicher Autorität bestätigen, und seines eigenen Hauses zugewandte Fürsten und andere Potentaten darein zu willigen förderlichst ermahnen, auch dafür halten, daß durch solches die kaiserliche Autorität, die Religion, und das römische Reich in Wohlstand und andern recht könne und möge erhalten werden."

Sie thaten noch mehr. Ein Abschied ward einhellig unter ihnen errichtet, dem Kaiser eine eilende Hülfe auf zwey Jahre an einer gewissen Zahl Römermonate (Khevenhiller setzt sie auf 30) zukommen zu lassen. „Nicht so bald brachten es die Correspondirenden in Erfahrung, als sie dagegen protestirten. Die erstern beharrten ungeachtet dessen auf ihrem Schluß; und letztere protestirten abermal, ja entfernten sich gar von dem Reichstag, wie sie es bereits 1608 gethan hatten. Also

ging auch die wenige Hoffnung, die man sich zur Wiederherstellung des alten Vertrauens gemacht hatte, verlohren. Matthias war mit dem festen Vorsatz gekommen, sich so viel möglich nach dem Beyspiel seines Vaters Maximilian II. in der Mitte zu halten, beyde Theile mit einander zu vereinigen, und dadurch ihren Unionen, Liguen, und besondern Verbindungen, deren keine für das kaiserliche Ansehen vortheilhaft war, ein Ende zu machen.

„Wollte Gott, schrieb dessen Minister, der Bischof Clesel von Wien an einen seiner Vertrauten, wir könnten die Stände im Reich vergleichen, den nehme ich zum Zeugen, daß ich mit meinem Blut und Leben solches gern befördert gesehen, und noch wollte, wo man aber einerseits von keiner Vergleichung oder Composition und Tractation etwas hören, und andererseits ohne sie nichts eingehen will, sehe ich nicht, wie es der Kaiser als der Dritte entgelten soll. Dabey zeigt sich der Unterschied, daß die Katholischen zwar bey ihren Grundsätzen stehen bleiben, aber bey dem Kaiser thun, was sie können. Der andere Theil bleibt auch bey seinen Prätensionen, und laßt es dem Kaiser entgelten; will also diesen stra-

fen,

fen, der nichts verschuldet hat. Beyde rühmen sich der Affection und Devotion gegen den Kaiser. Der eine erzeigt es aber im Werk und Worten, der andere aber bisher bloß im Willen." Wir werden bald hören, was diese Verschiedenheit der Gesinnungen für einen Einfluß auf des Kaisers Betragen in der Folge gehabt.

Sonst ist noch merkwürdig, daß die Katholischen auch die Namen der Gesandten der correspondirenden Fürsten mit in die Unterschrift des von ihnen aufgerichteten Abschieds gebracht, um dadurch an den Tag zu legen, daß er ungeachtet der Protestation der Letztern in Ansehen aller Reichsmitglieder schon darum verbindlich sey, weil er durch die Mehrheit der Stimmen geschlossen worden; wogegen die Correspondirenden in einer öffentlichen Schrift auf das neue protestirten. d) In derselben herrschet, besonders was den Kaiser angeht, sehr viel Bescheidenheit und Mäßigung.

d) Gründliche Relation desjenigen, so bey jüngst zu Regenspurg vorgewesenen Reichstag von der evangelischen correspondirenden Churfürsten und Stände, Gesandten und Abgeordneten verhandelt worden. Im Jahre 1614. Die Acten des Reichstags kommen auch vor bey LONDORP, T. I. p. 114. seq.

Ein gleiches Zeugniß muß man ihnen wegen ihres Betragens auf dem Reichstag beylegen, so daß Clesel in der Folge oft zu sagen pflegte, die protestantischen, böhmischen und österreichischen Landstände machten ihm auf ihren Landtagen in drey Tagen mehr Verdruß, als alle protestantischen Fürsten auf einem noch so langen Reichstag. Von dem Kaiser heißt es unter andern, „daß er aber dazu (zur Erledigung ihrer Beschwerden) nicht habe gelangen können, dessen sey er bey allen correspondirenden evangelischen Ständen wohl entschuldigt, als denen nicht unbekannt, was für schwere Obstacula zu Handen gestanden, und in den Weg von denjenigen geworfen worden, welche unter dem Schein der Reichs-Constitutionen und der lieben Justitz nichts anders, dann des gemeinen evangelischen Wesens Oppression und Untergang suchten und vorhätten.“

Zwey-

Zweytes Kapitel.

Allgemeiner Landtag der österreichischen Provinzen zu Linz. Fruchtloser Ausgang desselben. Verlängerung des Stillstandes mit den Türken.

So wenig auch von dieser Seite her auf nachdrucksame Unterstützung zu zählen war, so mußte es doch Matthias äusserst bedenklich fallen, Siebenbürgen in den Händen der Türken, oder vielmehr des von ihnen beschützten und gänzlich abhängenden Bethlen Gabors zu sehen; besonders da auch eine Menge Nachrichten einliefen, daß sie weiter gehen, und nächstens Ungarn selbst überziehen würden. Allein hier war nichts seltener, als guter Rath. Wenn im Reich Mißtrauen herrschte, so traf es doch allemal mit seinen Folgen mehr beyde Theile unter ihnen selbst, als den Kaiser. In seinen Erblanden aber, auf die es nun ankam, fiel das ganze Gewicht der aufgebrachten, und noch immer im hohen Grad über- i. Jahr 1614.

überwiegenden protestantischen Partey auf ihn und sein Haus alles zurück. Was immer nicht gänzlich nach ihrem Sinne ging, oder gar als ihren Vorrechten zuwider laufend angesehen ward, dafür mußte der Landsherr verantwortlich seyn. Und weit davon, daß wenigstens durch die Länge der Zeit einige Nachgiebigkeit und Aenderung hervorgebracht worden, wuchs vielmehr der durch religiösen Parteygeist gestärkte republikanische Landschaftssinn der böhmischen und österreichischen Stände so sehr an, daß von Landesherrlichen Rechten wenig mehr, als ein blosser Schatten übrig blieb. Sonst hatte man wenigstens auf einzelnen Landtagen, die in jedem Land gehalten wurden, vieles durchzusetzen gewußt. Allein nun behaupteten die Stände mehrerer Provinzen, besonders die von Nieder- und Oberösterreich, „dergleichen Dinge, als ein Türkenkrieg gehörten vor eine Versammlung aller übrigen Länder, ohne die sie nichts beschließen könnten.“ Wie viel aber auch daher zu erwarten sey, ließ sich leicht daraus schließen, daß das Religionsmißtrauen, das bösartigste aller Mißtrauen, sie glauben machte, der Hof ginge nicht redlich mit ihnen zu Werke, von Seite der Türken wäre keine Gefahr vorhanden, und man suchte nur Steuern und Hülfsgelder, um sich gegen

gen die Stände selbst, und nicht gegen die Türken zu bewaffnen.

Wenn die verlangte allgemeine Zusammenkunft das Mittel scheinen konnte, sie eines bessern zu belehren, so war sie doch auf einer andern Seite äusserst bedenklich für den Hof. Man wußte, daß die protestantischen Stände fast aller österreichischen Provinzen eine Zeit her keinen sehnlicheren Wunsch hegten, als eine allgemeine Conföderation unter sich zu errichten, in Religions- und andern wichtigen politischen Sachen gemeinschaftlich zu Werke zu gehen, und durch ein so viel möglich enges Band ihrer Religion so wohl, als vermeinten landschaftlichen Rechten eine ewige Dauer zu versichern. Gesunde Vernunft und Politik schien also zu rathen, ihnen vielmehr alle Wege abzuschneiden, wodurch sie sich näher vereinigen könnten, sie so viel möglich getrennt zu halten, und in jedes Land einzeln genommen so viel Einfluß sich zu verschaffen, als es Zeit und Gelegenheit erlaubten a).

a) In einem Gutachten der kaiserlichen geheimen Räthe (bey KHEVENHILLER T. VIII. p. 639) heißt es hierüber: dabey aber diese Bedenken einfallen, wann

So viel ließ sich endlich wohl vorher sehen, daß in dem Falle des Ausbruchs eines Türkenkriegs die Provinzen sich nicht würden ganz wehrlos finden lassen, und daß sie von selbst Vertheidigungsanstalten treffen würden. Allein solche eigenmächtige bloß von den Ständen abhängende Kriegs-

wann solche (allgemeine Zusammenkunft der Stände) zugelassen werden sollte, daß zu besorgen, sie möchten sich wider ihre Majestät noch mehrers und stärker mit einander verbinden, ihren Intent weiters propagiren, und erst solidiren; hingegen die katholische Religion zu verfolgen, und endlich gar auszurotten; Ihr Maj. die Hände zu binden, nach dem Scepter und Regiment greifen, Leges vorzuschreiben, dero hochlöbliches Hauses Oesterreich Recht und Gerechtigkeit zu disputiren, minuiren, ja wohl gar die Succession zu turbiren, unterstehen, wodurch Ihro Maj. und das Erzhaus ihre eigene Königreiche und Länder zu Feinden bekommen, auch der Erbfeind sich dieser Occasion zu seinem Vortheil und der Christenheit unwiderbringlichen Schaden zu gebrauchen, gewiß nicht unterlassen werde, daß also Ihro Maj. status fast desperirt sey. Aber wie dem allen, wolle Ihro Maj. ihr heroisches Gemüth und zu Gott gestelltes Vertrauen nicht fallen lassen, sondern sich in desperatis desperatorum remediorum gebrauchen, das ist, die allgemeine Zusammenkunft der Länder lieber vor sich gehen, als in Ansehen der Türken sich unbereitet finden lassen.

Kriegszurüstungen scheute man fast mehr, als auswärtige noch so große Gefahren. Niemand wußte besser als Matthias, welche Folgen das bereits einigemal von den Böhmen errichtete so genannte Defensionswerk in Ansehen ihres damaligen Souverains gehabt hatte; daß die bey weitem noch nicht zufrieden gestellten Böhmen und Oesterreicher seiner bey ähnlicher Gelegenheit mehr schonen würden, als seines Bruders, war eben auch nicht sehr wahrscheinlich.

Weil aber nun einmal eine Rüstung unvermeidlich schien, glaubte der Hof aus zweyen Uebeln das geringere wählen zu müßen, und schrieb die Zusammenkunft aus. Linz ward als der Versammlungsplatz bestimmt. Damit der Kaiser mit so größerem Gewicht und Ansehen sich dort zeigte, wurden alle Erzherzoge eingeladen. Einige brachten so gar in Vorschlag, auch die Churfürsten zu ersuchen, daß sie wenigstens durch Gesandte erscheinen möchten, um den Ständen desto mehr Ehrerbietigkeit einzuflößen, und sie von unbilligen Zumuthungen zurück zu schrecken. Die Furcht vor den Leztern wirkte um so stärker, da die Böhmen auf ihrem indessen zu Budweiß in Gegenwart des Kaisers gehaltenen Landtag so gleich die alten

noch unerörterten Artikel, die dem Matthias bereits vor seiner böhmischen Krönung so bange gemacht, hervorsuchten: daß sie nehmlich mit den Ungarn und Oesterreichern eine Conföderation errichten, eigenmächtige Defensionswerke anstellen, und nach Willkühr Versammlungen halten dürften; wogegen Matthias sich durch nichts zu schützen vermochte, als daß er die Sache auf den nun bald abzuhaltenden allgemeinen Landtag verwies.

Dieser erschien endlich, und man suchte den Ständen begreiflich zu machen, „wie wichtig der Verlust von Siebenbürgen für Ungarn und alle angränzende Länder sey, besonders da die Türken auch die Wallachey und Moldau an sich gezogen, die alten mit Ungarn in Verbindung und Freundschaft stehenden Woiwoden verjagt, und neue ihnen mit Pflicht und Huldigung zugethane eingesetzt hätten. Aus diesen Ländern allein könnten sie so viel Proviant und Fuhrwerk ziehen, daß sie ihre Heere nicht nur allein den ganzen Sommer auszuhalten, sondern auch für das Künftige mit angehendem Frühjahr so gleich im Felde zu erscheinen im Stande seyn würden, welches bis daher aus Abgang der Lebensmittel selten eher, als im August geschehen können. Seit Ferdinand I.

Zei-

Zeiten habe man es daher als die unabänderlichste, von allen, die jemals in Ungarn das Commando geführt, gutgeheißene Maxime angenommen, ehe alles zu wagen, als Siebenbürgen aufzugeben. Das Gefährlichste sey noch, daß man türkischer Seits damit nicht zufrieden, der Krone Ungarn nicht das geringste Recht auf Siebenbürgen einzuräumen, nun auch im Namen Bethlen Gabors, als türkischen Statthalters, alles, was die ehemaligen Fürsten, besonders die aus dem Hause Bathori in Ungarn besessen, zurück fordere, wodurch diese wichtigen Stücke nicht nur allein für Ungarn verlohren gehen, sondern nach türkischen Grundsätzen, wie Siebenbürgen, ihrem Reich werden einverleibet werden."

So viel man sich von diesen Vorstellungen mag versprochen haben, so waren sie doch schon darum ohne Frucht, weil die Abgeordneten der Länder insgesamt vorgaben, daß sie nicht mit hinlänglichen Vollmachten versehen seyen, etwas in einer so wichtigen Sache zu beschließen. Sie erklärten auch ohne Ausnahme, daß man ehe alles versuchen müße, als es zu einem Krieg kommen zu lassen; ja daß man sich hüten solle, selbst Bethlen Gaborn und den Siebenbürgern einigen Anlaß

zum

zum Mißvergnügen zu geben, welches im Grund nichts anders sagen wollte, als daß es räthlicher sey, es bey dem jetzigen Zustande der Sachen bewenden zu lassen: ein Rath, wenn auch nicht nach dem Geschmack des Kaisers, und nicht aus den besten Absichten gegeben, doch allemal, wie der Erfolgt lehrte, der beste. Ein Türkenkrieg, der mit den böhmischen Unruhen zusammen getroffen wäre, hätte vollends alles bis in den Grund verderben müßen. Da der zwanzigjährige Waffenstillstand ohnehin zu Ende ging, hielten die Türken selbst um Verlängerung desselben an, welche mit einigen wichtigen Vortheilen für Ungarn im Jahr 1615 zu Stande kam. Man findet auch keine Spuren, daß etwas von der allgemeinen Conföderation der Länder, wie der Hof besorgte, in Bewegung gekommen sey. Oft stellt man sich in Gedanken nichts als Stürme vor, und bekommt keine trübe Wolke zu sehen, und ein andermal zieht sich das gefährlichste Gewitter zusammen, da man es am wenigsten vermuthet.

Drittes Kapitel.

Kaiserliche Mandaten wegen Achen und Mülheim. Uneinigkeit zwischen den besitzenden Fürsten von Jülich und Cleve. Festsetzung der Spanier und Holländer in beyden Ländern. Betragen der deutschen Fürsten dabey.

1614 — 1615.

Wenn auf solche Art die Ruhe von anssen befestiget zu seyn schien, so neigte sich in Deutschland selbst alles zu immer wichtigeren Auftritten. Der Kaiser hatte zwar den Katholischen auf dem Reichstag keine bestimmte Zusage gethan, mit der Vollstreckung der bereits von dem Reichshofrath abgeurtheilten Sachen fortzufahren. Allein nun hielt er es dennoch für nöthig, besonders wegen Achen und Mülheim ernstlichere Vorkehrungen zu treffen. An dem ersten Ort war ungeachtet aller vorhergehenden kaiserlichen Mandate, Urtheile und Commissionen 1611 den 5ten Jul.

zwi.

zwischen beyden Religionsverwandten ein neuer Auflauf entstanden, der zwar während der Erledigung des Reichs von dem Pfalzgrafen Johann von Zweybrücken als Reichs-Vicaren durch einen Vergleich gestillt ward, aber bald wieder anfing aufzuleben; indem beyde Theile neue Beschwerden bey dem Kaiser anbrachten, der nicht nur allein den Vergleich zernichtete, sondern auch dem Churfürsten von Cöln und Erzherzog Albrecht den Auftrag machte, das bereits von dem Kaiser Rudolph in dieser Sache erlassene Mandat zu vollstrecken (1614. den 20. Feb.)

Auch wegen Mühlheim wurden geschärfte Mandate (den 18. Dec. 1613, und den 10. Jän. 1614) erlassen. Die im Besitz von Jülich und Cleve sich befindenden Fürsten waren bereits 1612 auf den Gedanken verfallen, den Cöln gegen über liegenden Ort Mülheim in eine Stadt umzuschaffen, wohin sie durch Ertheilung mehrerer Freyheiten, und besonders einer ungehinderten Religionsübung das Commerz der Stadt Cöln ziehen zu können glaubten. Leztere sezte sich dagegen als eine mit ihren Privilegien so wohl, als den mit den alten Erbfürsten von Jülich und Cleve errichteten Verträgen streitende Sache, und man glaubte an

an dem kaiserlichen Hof sich ihrer um so nachdrucksamer annehmen zu můßen, da alle Katholischen ůberzeugt waren, die Fůrsten suchten nur darum die Stadt Cöln zu Grunde zu richten, weil sie bis daher nicht zu bewegen gewesen, ihren protestantischen Bůrgern die Uebung ihrer Religion zu gestatten.

Beydes wůrde vielleicht fruchtlos gewesen seyn, so wohl was der Kaiser wegen Achen, als wegen Můlheim hatte ergehen lassen, wenn nicht indessen die bisherige gute Harmonie zwischen den besitzenden Fůrsten eine gewaltige Verånderung erlitten håtte. Pfalz Neuburg habe noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, zu dem alleinigen Besitz zu gelangen. Eine Heurath zwischen dem Prinzen Wolfgang Wilhelm und einer Prinzeßinn des Churfůrsten war als das Mittel dazu ausgedacht. Allein so geringe Schwierigkeiten es mit der Person der Prinzeßinn hatte, so wenig wollte der Churfůrst von der Abtretung seiner Rechte als einer Mitgift hören. Die einander angebothene wechselseitige Abkaufung derselben fand eben so wenig bey einem oder dem andern Theil Platz. Ein Zufall machte vollends das wenige biherige Zutrauen nicht nur allein gånzlich verschwinden, sondern

stif-

stiftete einen unversöhnlichen Haß, der auf das ganze Reichssystem und die spätesten Zeiten Einfluß hatte.

Als nach damaligem Brauch bey der Tafel stark getrunken worden, kam es im Taumel zwischen dem Prinzen und Churfürsten zu einem scharfen Wortwechsel, der sich mit einer dem erstern ertheilten Ohrfeige endigte a). Von nun an war an kein Einverständniß mehr zu denken. Was der eine befahl, verboth der andere; jeder wollte allein herrschen, jeder seinen Anhang im Lande auf Kosten des andern verstärken. Ja es wurden Vorkehrungen getroffen, als wenn man einander aufzureiben oder zu vertreiben suchte. Das meiste Aufsehen aber erregte, daß Wolfgang Wilhelm anstatt der Brandenburgischen Prinzeßinn, nun des eifrigen katholischen Herzogs Wilhelm von Baiern Tochter Magdalena sich zur Gemahlinn wählte; obschon noch zur Zeit mit Beybehaltung seiner Religion, jedoch bereits mit sichtbarer Begünstigung der Katholischen, besonders in den Jülichischen und Clevischen Landen. Da man sich keinen andern Zweck dabey dachte, als daß er baierische und allenfalls spanische Unterstützung suchte, so bestrebte

a) MABLY droit publie de l'Europe. T. I. p. 68.

bestrebte sich der Churfürst um so eifriger nach jener der Holländer, und es mag seyn ihnen zu Gefallen oder aus Ueberzeugung trat er zur reformirten Religion über, welche er zu großem Verdruß seiner Unterthanen nicht nur an seinem Hof, sondern auch in seinen Landen einführte. So wie Wolfgang Wilhelm, nachdem er sich zur Katholischen bekannt, die öffentliche Uebung derselben nach dem noch im Jahr 1614. erfolgten Todesfall seines Vaters Philipp Ludwig zu nicht minderem Leidwesen seiner Untergebenen in dem Neuburgischen aufrichtete.

Beyde Theile hatten ausserdem keine größere Angelegenheit, als sich der haltbarsten Orte in den streitigen Ländern zu versichern. Und bald ereigneten sich solche Auftritte, aus denen man weit eher hätte vermuthen sollen, daß dasjenige erfolgen würde, was hernach aus dem das deutsche Reich bey weitem nicht so nahe angehenden böhmischen Unruhen sich ergeben hat. Da der Churfürst den jungen Pfalzgrafen im Verdacht hatte, daß er sich der Stadt und Festung Jülich zu bemeistern suchte, rief er holländische Truppen herbey, welche mit Einverständniß des Commandanten dieselbe besetzten.

Indessen hatten sich auch die spanisch-niederländischen Truppen unter dem berühmten Ambros von Spinola in Bewegung gesetzt, theils um dem jungen Pfalzgrafen beyzustehen, theils die kaiserlichen Urtheile gegen Achen und Mülheim zu vollstrecken. Lezteres geschah ohne einigen Widerstand. Auch Wesel ward eingenommen; und nun vermuthete jedermann die blutigsten Auftritte zwischen den Spaniern und Holländern. Allein beyde Theile spielten wieder ihre alte Rolle, das ist, sie besetzten alles, so weit sie reichen konnten, wichen aber einer dem andern fleißig aus, und vermieden alle Gelegenheiten, in ein Handgemeng zu gerathen; so daß man insgemein dafür hielt, beyde würden zulezt das Eingenommene für sich behalten, und die Fürsten leer ausgehen lassen. Da die jülichische Angelegenheit gleich bey ihrer Entstehung als eine mit der allgemeinen Ruhe von Europa verflochtene Sache angesehen worden, so mußte dieser neue Vorfall nothwendig wieder Aufmerksamkeit erregen. Frankreich und England, Chur-Cöln und hauptsächlich Chur-Pfalz nicht so wohl in seinen als der Unirten Namen schickten Gesandte, und gaben sich alle Mühe auf einer Zusammenkunft zu Xanten die Einigkeit zwischen den besitzen-

sitzenden Fürsten wieder herzustellen, die nun selbst anfingen, ihre angeblichen Beschützer sich vom Halse zu wünschen. Vermöge der vorgeschlagenen Vergleichspuncte sollten die fremden Besatzungen auf der Stelle weggeschaft, und sonst wieder alles auf den alten Fuß gesetzt werden.

Allein wenn auch die Fürsten dazu geneigt waren, so wollten die Holländer und Spanier um so weniger davon hören. Anstatt ihren Abzug zu nehmen, befestigten sich die Spanier zu Niederwesel, und die Holländer waren nicht minder geschäftig, neue Bastionen zu Emmerich und Rees zu errichten.

Nun ward ganz Deutschland betroffen, besonders die Glieder der Union und Ligue, und nie sah man deutlicher, wie die Religion auch die Gesinnungen in Staatssachen modificirte, und leitete. Durch die Religions-Veränderung beyder hauptsächlich interressirten Fürsten hatte sich zwar ihr Verhältniß zur Union ausserordentlich geändert. Neuburg als katholisch war ihr nun ein Abscheu, und Chur-Brandenburg als reformirt den meisten Gliedern nichts weniger als angenehm. Der Reformationseifer, den beyde in

ihren Ländern in Ansehung der Lutheraner an den Tag legten, war eben auch wenig empfehlend. Allein Spanier auf deutschem Grund und Boden zu sehen war den Unirten gehäßiger als alles. Sie schrieben daher von Heilbronn aus an Chur-Sachsen, daß sie nichts anders vermuthen könnten, als daß der Einmarsch der Spanier von den katholischen Ständen herrühre, und zur Unterdrückung der deutschen Freyheit, wie auch der protestantischen Religion angesehen sey. Die Holländer hatten zuerst Jülich eingenommen; allein eben dieses war in den Augen der Union so wenig ein Verbrechen, daß vielmehr Chur-Pfalz im Namen derselben während der Unterhandlungen zu Xanten eine Allianz mit ihnen zu stiften trachtete, welche auch bald darauf zu Stande kam b).

So wenig die Unirten an dem Betragen der Holländer auszusetzen hatten, so wenig hielten sich die Katholischen über jenes der Spanier auf, und so unzufrieden waren sie dagegen mit jenem der Holländer, besonders nachdem ein Theil ihrer Reiterey sich in die Stifte Münster und Pader-

b) LONDORP. Tom. I. pag. 166.

Herborn einquartirte, und dort mehrere Arten von Ausschweifungen beging, woraus man bereits die feindseligsten und gefährlichsten Gesinnungen für Deutschland abnehmen wollte; zum Beyspiel, daß sie alle Reichsstädte, besonders jene von der Hanse mit in ihre republikanische Conföderation zu ziehen, die Fürsten aber, besonders die Katholischen, zu unterdrücken suchen würden. Die drey geistlichen Churfürsten als die Nächsten nahmen sich die Sache am meisten zu Gemüthe, und obgleich der Kaiser durch wiederholte Schreiben die Stände aufforderte, dem Unfug der Holländer, welchen sie in dem niederrheinischen, und besonders dem westphälischen Kreise trieben, zu steuern, so glaubten doch die geistlichen Churfürsten, daß man an dem kaiserlichen Hof überhaupt nicht von der wahren Lage, von der von aussen und innen drohenden Gefahr, und von der allem Anschein nach bevorstehenden gänzlichen Zertrümmerung des Reichssystems hinlängliche Kenntniß habe.

Diese ihm beyzubringen drang der Churfürst Schweickard von Mainz auf eine persönliche Unterredung mit dem Erzherzog Maximilian, welcher sich endlich bewegen ließ, nach Aschaffenburg

 zu

zu kommen. Hier both der Churfürst alle Kräfte auf, um in seinem und seiner Collegen Namen dem Erzherzog, und durch ihn dem Kaiser begreiflich zu machen, daß die Noth erfordere, mehr Ernst in Reichsangelegenheiten zu gebrauchen. „Solches könne aber nicht seyn, wenn nicht der Kaiser vor allem eine hinlängliche Anzahl von Truppen auf den Beinen habe. Wenn es ihm seine Finanzen nicht gestatteten, so sollte er entweder durch den Erzherzog Albrecht oder eine eigene Gesandtschaft dem König von Spanien von dem Zustand des Reichs Nachricht ertheilen, der als ein Mitglied desselben es ohne Zweifel auch ungern sehen werde, wenn die gänzliche Auflösung und Veränderung desselben erfolgen sollte. Habe man von daher eine günstige Erklärung erhalten, so würden die gehorsamen Stände auch das ihrige beytragen, damit das kaiserliche Ansehen in so weit wieder hergestellt werde, daß die Reichs-Berathschlagungen und die Justitz wieder in ihren vorigen Gang gebracht, und dem bisherigen Ungehorsam könne vorgebaut werden.“

„Damit aber immittelst auch die Stände gewonnen, und die Gehorsamen um so mehr

gestärkt

gestärkt würden, sollte es nicht undienlich seyn, daß der Kaiser diejenigen, so sich von ihm und den Gehorsamen gleichsam abgesondert hätten; insonderheit aber die Reichsstädte, wie auch die Grafen und den Ritterstand ihrer Pflichten und Schuldigkeit erinnerte und ermahnte, sich alles fremden Anhangs, aller Conspirationen, und im Reich verbotenen Bündniße zu enthalten; und dagegen in dieser augenscheinlichen Gefahr, in welcher das Reich schwebte, nach dem Beyspiel ihrer Vorfahren dem Kaiser gutwillig, und mit Hindansetzung aller Privatabsichten beyzustehen, und unter die Arme zu greifen."

Der Erzherzog suchte diesen Auftrag schriftlich und mündlich bey seinem Bruder dem Kaiser um so ernstlicher zu vollziehen, da ihn der Churfürst vollkommen überzeugt, und in seine Gesinnungen gezogen hatte. Allein Matthias, so hastig er zuvor, ehe er zur kaiserlichen Würde gelangt war, einigemal zu den Waffen gegriffen hatte, um seinem Bruder Rudolph abzunöthigen, was er wollte, so sehr scheute er nun alles, wodurch er einen Krieg und zwar mit Deutschland selbst oder mehreren dessen Fürsten

könnte verwickelt werden. Eine etwas beträchtliche Kriegsverfassung konnte er auch nicht leicht vermöge seiner ökonomischen Umständen vornehmen, und spanische Unterstützung war viel zu ungewiß, die Widersetzung aber seiner eigenen Landstände sicher und ausgemacht.

Viertes Kapitel.

Bewegungen über das Bedenken des Erzherzog Maximilians wegen der Succession im Reich und den österreichischen Staaten. Erzherzog Ferdinand wird als Nachfolger in Böhmen erkannt.

1616 — 1617.

Matthias that nichts, was Mißtrauen erregen konnte. Beyde Theile sahen aber einander darum nicht weniger als halberklärte Feinde an. Alles war ihnen willkommen, was nur von weitem dazu dienen konnte, die Gesinnungen und Handlungen des Gegners in ein gehäßiges Licht zu setzen. Eines der auffallendsten Beyspiele davon geben uns die Bewegungen, die über das von dem Erzherzoge Maximilian über die Nachfolge im Reich und den österreichischen Erblanden ausgestellte Bedenken entstanden sind. Kaiser Matthias hatte keine Kinder, und die bereits sich zei-

gende Schwächlichkeit seines Körpers versprach ihm keine lange Dauer des Lebens. Der um das Beste seines Hauses äusserst besorgte Erzherzog nahm daher Anlaß, ihm die Nothwendigkeit zu zeigen, wegen der Nachfolge bey Zeiten alles in Richtigkeit zu bringen. Nicht zufrieden damit machte Maximilian eine beschwerliche Reise in die Niederlande zu seinem ebenfalls kinderlosen Bruder Albrecht, um bey demselben alles zu Gunsten des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark, auf dem nun die Fortpflanzung des Hauses beruhte, einzuleiten. Hier fand er nicht die mindeste Schwierigkeit. Allein Matthias, sey es aus natürlicher Schwäche und Abneigung gegen ein Geschäfte, das ihn seiner Hinfälligkeit zu stark erinnern mußte, oder aus zu lebhafter Vorstellung desjenigen, was mit seinem Bruder Rudolph wegen der Nachfolge sich zugetragen, hegte im Grund einen nicht leicht zu überwindenden Widerwillen dagegen.

Um jedoch etwas gethan zu haben, forderte er von dem Erzherzog ein Gutachten, wie die Sache am besten auszuführen seyn möchte. Dieser ertheilte es schriftlich dahin, „die Succession sey zweyerley, die eine im Reich,

i. Jahr 1612. den 19. Febr.

Reich, die andere in den Erbländern; was die erstere angehe, befinde er, daß es nicht sonders schwer seyn würde, wo nicht alle Churfürsten, doch die meisten zu gewinnen. Die Geistlichen seyen ohnehin geneigt, die kaiserliche Absicht zu befördern. Sachsen belangend, wisse der Kaiser, wie weit derselbe Churfürst allererst durch jenen von Mainz sey gebracht worden, wäre auch nicht zu zweifeln, daß er noch weiter zu bringen sey. Nebst diesem aber sey des Erzherzogs Meynung, der Kaiser möchte sich belieben lassen, die Gelegenheit selbst zu suchen, um sich persönlich mit dem Churfürst von Sachsen zu unterreden, damit er nicht nur allein die Succession im Reich bey dessen Lebzeiten bewillige, sondern auch bey seinem Mitchurfürsten befördere, jedoch daß dem Kaiser in allweg die Designation *salva electione* heimgestellt bleibe."

„Auch hätte der Kaiser nicht zu umgehen, bey den beyden andern weltlichen Churfürsten durch angenehme Schickungen versuchen zu lassen, ob sie gleichfalls disponirt wären, und wie weit man bey ihnen samt und sonders gelangen möchte; würden sie aber auch die Sache erschweren, könne doch dazu geschritten werden, wenn der

Kai-

Kaiser nur des mehreren Theils der Stimmen gesichert sey, wie es sich bey der Wahl Ferdinands I. ungeachtet des sächsischen Widerspruchs, zugetragen habe. Zu dessen Behauptung aber würde das einige nothwendig und dienstlich seyn, was er in einem andern Gutachten dem Kaiser der unentbehrlichen Kriegsarmirung halber gemeldet," (nehmlich nach seiner Zurückkunft von Aschaffenburg).

„Mit der Nachfolge in den Erbkönigreichen sey eben so wenig Zeit zu versäumen. Vor allem aber wäre nothwendig, durch getreue und vertraute Personen die katholischen Landstände in allen Erblanden zu gewinnen. Das nehmliche müße in Ansehung derjenigen Protestanten geschehen, von denen man sich gute Dienste versprechen könne. Wenn die Nachfolge in den Erbkönigreichen, womit der Anfang zu machen, in das Werk gesetzt seyn werde, könne man um so leichter auch die andere zu Stande bringen." Zum Beschluß ersuchte er den Kaiser, weil an dem Geheimniß und der Stillhaltung der Sache ungemein viel gelegen sey, bis zu seiner Zeit nichts davon bekannt werden zu lassen a).

Der

a) LONDORP. T. I. p. 350.

Der Kaiser übergab das Gutachten seinen geheimen Räthen, dem Bischof Clesel, dem Helfried von Meggau und Karln von Harrach, die noch von Seite Erzherzog Maximilians dessen Oberkämmerer von Stadion, und von Seite Erzherzog Ferdinands Hanns Ulrichen von Eggenberg dazu zogen, welche insgesamt dafür hielten, „daß an der Beförderung dieses Werkes die Erhaltung der katholischen Religion, des hochlöblichen Hauses, und dessen Erbkönigreiche und Lande Wohlstand einig und allein beruhe; und da die geistlichen Churfürsten bereits auf dem lezten Reichstag die Sache von selbst betrieben, es räthlich seyn werde, wenn der Kaiser im nächsten Frühjahr, um auch den Churfürsten von Sachsen zu gewinnen, sich persönlich nach Dresden erhebe; auch müßte man darauf bedacht seyn, Churpfalz und Brandenburg durch Gesandtschaften dem Werke geneigt zu machen, um alsdann auf einem Churfürstentag das weitere besorgen zu können. In Ansehung der Erbkönigreiche und Lande wäre ebenfalls keine Gelegenheit vorbey zu lassen, um die Gemüther der Vornehmsten unter den Ständen dazu vorzubereiten.“

Da auch der Kaiser dieser Meynung wenigstens dem Aeusserlichen nach beytrat, so schien der

Erz-

Erzherzog seinen Endzweck vollkommen erreichet zu haben. Allein gegen sein Erwarten verging der Frühling, ohne daß an eine Reise nach Dresden gedacht ward, und sonst nähere Anstalten zur Beschleunigung des Werkes getroffen wurden. Zur Entschuldigung sollte dienen, daß erst die Renunciationen Erzherzog Albrechts, und des Königs von Spanien, welcher von seiner Mutter her Ansprüche auf die österreichischen Erblande machte, vorhanden seyn müßten. Allein der Erzherzog in der Meynung, der bey dem Kaiser alles vermögende Clesel halte die Sache nur darum zurück, damit er in der Person eines erklärten Nachfolgers keinen neuen Herrn bekomme, gab ihm in einem Schreiben nicht undeutlich zu verstehen, daß man sich der Verzögerung wegen an seine Person halten werde. Der so eben zum Cardinalat beförderte Clesel antwortete: „der Kaiser bedürfe keines Directors, am wenigsten seiner Person; derselbe habe nun viele Jahre lang löblich und wohl regiert, auch so lange er ihn seiner Dienste gewürdiget, weder ihm noch anderen Räthen sich selbst in ihre Hände und Regiment gegeben, sondern was er für gut und nützlich befunden, seiner bekannten Urtheilungskraft gemäß angenommen, das andere aber verworfen, gar

viele

viele Sachen aber aus sich selbst resolvirt; ihm verbleibe also nichts, als die wirkliche Vollziehung: weil er nun mit dem Erzherzog über das Geschäft der Nachfolge einerley Meynung sey, und der Kaiser selbst Tag und Nacht mit demselben umgehe, so werde er seinerseits dazu beytragen, was er Gewissens halber schuldig sey" b).

Der ganze Inhalt sowohl als der Ton dieser Aeusserung kam dem Erzherzog so spröde und trocken und in der Hauptsache so unbestimmt vor, daß er von nun an nicht nur einen unaustilgbaren Widerwillen gegen Cleseln faßte, sondern auch in seiner Muthmassung, als hielt er bloß seines Vortheils wegen mit dem Successionswerk zurück, um so mehr bestärkt wurde. Eine andere Unannehmlichkeit geschah dem Erzherzog damit, daß sein Bedenken, man weis auf den heutigen Tag nicht von wem, dem Pfälzerhof mitgetheilt ward. Da der eidlich darüber vernommene kaiserliche geheime Hofsekretär Khrapler betheuerte, dasselbe, seitdem es im geheimen Rath vorgekommen sey, niemanden mündlich oder schriftlich mitgetheilt zu haben, so schöpfte der Erzherzog vollends

b) Apud KHEVENHILLER. Annal. Ferd. T. VIII. pag. 894.

lends den Verdacht, Clesel habe diese Bekanntmachung unter der Hand veranstaltet, um ihn bey Churpfalz sowohl als dem ganzen Reich gehäßig zu machen. Dem sey aber, wie ihm wolle, so ist gewiß, daß der Erzherzog dadurch in eine ungemeine verdrüßliche Lage versetzt ward.

Ob es gleich sehr natürlich zugehen kann, wenn ein Erzherzog in einem eigenhändigen Aufsatz nicht in dem abgemessenen Ton eines Publicisten spricht, so sollte nun doch ganz deutlich aus dem Bedenken erhellen, „daß man nichts geringeres im Sinne habe, als das ganze Reichs-System samt der goldenen Bulle umzukehren, Deutschland in ein Erbreich zu verwandeln, und Religion und Freyheit zu unterdrücken. In dem Bedenken werde zwar den Churfürsten die freye Wahl, dagegen aber dem Kaiser die Designation der Person vorbehalten, welches leztere mit einer freyen Wahl in offenbarem Widerspruch stehe, und da auch von einer und zwar unentbehrlichen Kriegsrüstung die Rede sey, so könne man deutlich abnehmen, was den Churfürsten bevorstehe, wenn sie von der ihnen zu ertheilenden Vorschrift abzugehen sich unterfingen."

Kurz,

Kurz, man war pfälzischer Seits so sehr überzeugt, der Inhalt des Bedenken sey von äusserster Gefahr für Deutschlands Verfassung, daß man nun sicher darauf zählte, auch Chursachsen werde endlich erwachen, und mit den Unirten gemeinschaftlich zu Werke gehen, so bald es das Bedenken werde eingesehen haben.

Man begnügte sich aber nicht, es bloß schriftlich mitzutheilen, sondern der berühmte pfälzische Rath, Camerarius, mußte in Person nach Dresden sich begeben, und dem Churfürsten ohne Beyseyn irgend einer Person, um selbst durch das Geheimniß Neugierde und Furcht in einem höhern Grad zu erregen, die Eröffnung davon machen, und die gefährlichen Folgen mit dem Aufwand seiner ganzen Beredsamkeit darstellen. Die Antwort fiel aber nicht nach Wunsch aus. „Ihm habe noch niemand einige Nachricht davon ertheilt, er lasse es daher auf pfälzischer Verantwortung beruhen, zweifle aber darum gar nicht, man werde sich an die beschworne Capitulation und Verein erinnern, und nichts dagegen vornehmen. Von dem Kaiser wisse er nun so viel, daß er das Verlangen nach einem Churfürstentag geäussert, und ihn gebethen habe, persönlich

 daben

dabey zu erscheinen, wie auch bey Pfalz und Brandenburg seine guten Dienste zu eben dem Zweck verwenden."

Indessen so wenig man es aus dieser Antwort vermuthen sollte, machte doch das Bedenken Eindruck auch bey dem Churfürsten von Sachsen.

i. Jahr 1616. den 22. Jun. In einem Schreiben an Churmainz wiederholt er zwar, „daß er das Bedenken an seinen Ort stelle, setzt aber dazu, daß er es gleichwohl dermassen beschaffen finde, daß Churpfalz und Brandenburg darin etwas hart angezogen, die künftige Wahl gleichsam auf eine unentbehrliche Armirung gestellt, und den Churfürsten die Election zwar noch gelassen, die Designation aber dem Kaiser vorbehalten würde." Da der Churfürst von Mainz selbst derjenige war, der theils in Person, theils durch den Erzherzog das Wahlgeschäft und die Bewaffnung betrieben, so ist kein Wunder, daß er anstatt betroffen zu werden, vielmehr auch den von Sachsen auf alle Weise zu beruhigen suchte. „Seine Gesinnungen in Ansehung der Wahl habe er lezteren ohnehin schon entdeckt, daneben sey er versichert, daß der Kaiser nie der Meynung gewesen, oder noch sey, durch die Vorkehrungen dazu, den

Churfürsten in ihr Wahlrecht zu greifen; der von Sachsen werde sich daher auch durch solche ungleiche Einbildungen von seinem Eifer für die Reichswohlfahrt nicht abwendig machen lassen, sondern ein so nützliches und nothwendiges Werk vielmehr befördern. Was die Armirung angehe, habe er sich ebenfalls bey Gelegenheit des von den Holländern im Reich verübten, und noch immer fortdaurenden Gewalts dahin erklärt; eine gleiche Meynung hege er noch, daß es dem Kaiser nicht zu verdenken sey, wenn er bey gegenwärtigem Zustand des Reichs, wo alle Executionsmittel, und dahin zielende Verordnungen danieder lägen, sich zu bewaffnen suche."

Dagegen machte Pfalz eine Instanz über die andere, als wenn eine solche Gelegenheit gar nicht mehr kommen würde, Chursachsen die Augen zu öffnen, und die drohende Gefahr handgreiflich darzuthun; selbst an Mainz und Trier wagte man sich, denen aber der Inhalt des Bedenkens viel zu sehr mit ihrer eigenen Erhaltung verknüpft zu seyn schien, um über dasselbe einigen Unwillen schöpfen zu können; und da vollends der Erzherzog den Eustachius von Westernach nach Dresden schickte, um dem Churfürsten

die Erklärung zu machen, wie wenig er dabey gesetzwidriges in dem Sinne gehabt, ja daß er nicht einmal die ohnehin von einander abweichenden Abschriften, wie sie im Umlauf wären, für sein eigenes Bedenken erkennen möge; indem sie voller verkehrten und verbitterten Erdichtungen seyen, so wollte der Churfürst ungeachtet aller pfälzischen Bemühungen nichts mehr mit der Sache zu thun haben. In einem Schreiben ermahnte er jedoch den Erzherzog, „vielmehr nach seiner bekannten Friedfertigkeit, sein ganzes Ansehen dagegen zu verwenden, wenn etwas gegen die goldene Bulle und die Rechte der Churfürsten, welches er jedoch nicht hoffe, sollte versuchet werden; und da es ohnehin so weit gekommen, daß kaum ein Fünklein gutes Verständnisses und Vertrauens unter den Ständen zu finden sey, sich dahin zu bemühen, daß solches wenigstens einiger Maßen wieder hergestellt werde. Denn sollte es, fährt er fort, bey jetzigem gefährlichen Zustand verbleiben, und man mehr Belieben tragen, die vorstehende und vor Augen schwebende Extrema mit Extremis, dann gelindern Mitteln zu curiren, so wäre leicht zu erachten, daß diese Cur auf eines und des andern Theils gänzlichen Ruin entweder

i. Jahr 1616. den 8. Octobr. styl. vet.

weder ablaufen, oder nach vielem Blutvergießen und Verderbung Land und Leute, es doch endlich zu der bereits auf dem lezten Reichstag zu Regenspurg vorgeschlagenen Compositions-Handlung kommen müßte, zu der man jetzt ohne einige Gefahr mit der Güte des Allmächtigen gelangen könnte." Welch eine ahndungsvolle und wahre Aeusserung!

Churpfalz richtete demnach nicht nur allein nichts aus, sondern war sehr wahrscheinlich die Hauptursache, daß endlich Matthias mit Ernst daran dachte, die Nachfolge in den österreichischen Staaten so wohl als im Reich seinem Vetter dem Erzherzog Ferdinand von Steyermark zu versichern. Wenigstens sah man deutlich genug, was für Schwierigkeiten ihm mit der Zeit würden gemacht werden, von denen es allemal zweifelhaft blieb, ob er, sich allein überlassen, sie jemals besiegen werde. Da auch Spanien indeß seine Einwilligung gegeben, und sich mit dem bloßen Heimfall an seine männlichen Erben, wenn kein männlicher Erbe von Ferdinanden mehr vorhanden seyn sollte c), begnüget hatte, so fiel ohnehin der bisherige Vorwand weg. Sonderbar ist

c) LONDORP. P. I. pag. 355.

es, daß auch die hierüber ausgefertigte Urkunde, obschon sie unter den größten Geheimnissen des Hauses bleiben sollte, nach einiger Zeit öffentlich bekannt, und einem der Hauptwerkzeuge gemacht wurde, um Ferdinanden bey aller Welt gehäßig zu machen. Die Böhmen sahen es gleichsam als eine Beleidigung ihrer Volksmajestät an, daß man sie an Spanien überlassen wollte, ohne sie zu hören; allein hätte wohl Ferdinand da, wo ihm die spanische Freundschaft so wichtig seyn mußte, wo selbst in Ansehung der Böhmen kein Augenblick zu verlieren war, die Zeit erst mit langem Disputiren zubringen sollen, in wie weit die spanischen Forderungen gegründet seyen oder nicht? Wie groß seine Verlegenheit gewesen, zeigt sich schon daraus, daß er sich durch das Zudringen des spanischen Gesandten Ognate verleiten lassen, heimlich und ohne Wissen des Kaisers und seiner Verwandten, die Herausgabe der österreichischen Vorlande an Spanien, so bald er zur Regierung käme, zuzusagen, welches jedoch durch des Grafen Khevenhiller Unterhandlungen wieder zernichtet worden.

Genug, Matthias machte den Anfang mit den böhmischen Ständen, und trug ihnen vor, „weil

„weil er und seine Brüder Maximilian und Albrecht erlebt, und ohne Kinder seyen, habe er es für das füglichste und nützlichste angesehen, daß sein Vetter Ferdinand zu einem König in Böhmen angenommen, publicirt und gekrönt werde.“ Diese Ausdrücke waren gewählt, um der gehäßigen Frage, ob Böhmen ein Wahlreich sey oder nicht, für welches es, besonders von den protestantischen Ständen wollte gehalten werden, auszuweichen. Allein eben daher nahmen die Häupter der Letzteren Graf Heinrich Mathes von Thurn und Colon von Fels Anlaß, einige Schwierigkeiten zu machen; dagegen aber der übrige Theil der versammelten Stände nach dem Beyspiel des Obersten Burggrafen Adams von Sternberg so gleich seine Einwilligung gab; jedoch unter der Bedingung, daß wenn der Fall der Nachfolge eintrete, er den Ständen ihre Privilegien bestätige, und daß er sich der Regierung von Böhmen bey Lebzeiten des Kaisers nicht anmaße d).

Nachdem diese Puncte schriftlich verfaßt, und den Ständen vorgelesen worden, fand sich nicht ein einziger, der etwas dagegen eingewendet hätte, worauf Ferdinand, so bald er alles feyerlich

d) LONDORP. T. I. pag. 369.

i. Jahr genehmigt, zum König proclamirt wurde.
1617.
den 9. Die Leichtigkeit, womit das ganze Ge-
Jun. schäft vollendet ward, hatte so sehr dessen Erwartung übertroffen, daß er den Ständen, als sie kamen, ihre Glückwünsche abzulegen, voll Freude und Verwunderung entgegen ging, mit entblößtem Haupt ihnen dankte, und jedem einzeln auf das freundschaftlichste die Hand drückte, eine auch den Ständen so unerwartete Sache, daß sie ebenfalls sich nicht genug verwundern konnte.
den 29. Die Krönung ward so dann mit vieler
Jun. Pracht vollzogen. Von einigem Mißvergnügen entdeckte man keine Spur, ausser daß mehrere protestantische Stände unter mancherley Vorwand auf ihre Güter verreiset waren.

Da man wegen der ungarischen Nachfolge weniger Ursache hatte, besorgt zu seyn, und der Kaiser ohnehin zu Prag sich befand, ward endlich dessen Reise, wobey ihm Ferdinand und Erzherzog Maximilian Gesellschaft leisteten, nach Dresden veranstaltet; hauptsächlich um den Churfürsten, und durch ihn etwann auch Churpfalz und Brandenburg in Ansehung der römischen Königswahl zu gewinnen. Die Mühe, die sich der Churfürst Johann Georg gab, um seine Gäste eben

so

so prächtig als angenehm zu bewirthen, war ausserordentlich, seine Erklärungen eben so günstig; und fast hätte sich etwas ereignet, welches manchem Vorfalle in der Folge eine andere Wendung würde gegeben haben. Ferdinand hatte seine Gemahlinn, des baierischen Herzog Wilhelms Tochter, verlohren. Zu Dresden machte er mit der verwittibten Churfürstinn, des Königs von Dännemark Schwester Bekanntschaft, welche zu einer solcher Vertraulichkeit überzugehen schien, daß man bereits auf die Vermuthung einer Heurath derselben verfiel, die der Cardinal Clesel, der sich ebenfalls in des Kaisers Gefolge befand, nach Kräften anrieth, und was noch sonderbarer ist, selbst der König Philipp von Spanien der Verbindung mit einer florentinischen, savoischen oder mantuanischen Prinzeßinn vorzog. Allein vermuthlich war es die Religion, welche die Neigung, die man glaubte entdeckt zu haben, wieder erstickte.

Nach seiner Zurückkunft von Dresden begab sich Ferdinand nach Breslau, wo er von den schlesischen Ständen ohne alle Widerrede zum König angenommen ward. Man hatte sie nicht nach Prag berufen, um aller Entzweyung zwi-

schen ihnen und den böhmischen Ständen auszuweichen, weil ihnen diese keinen Theil an dem ganzen Geschäfte der Annahme eines Königs einräumen wollten. Die Ober- und Niederlausitzer folgten ohne Anstand dem Beyspiel der Schlesier, so daß nun die künftige Beherrschung von Böhmen so wohl, als den incorporirten Ländern auf das festeste gegründet zu seyn schien.

Fünftes Kapitel.

Ausbruch der böhmischen Unruhen. Die kaiserlichen Statthalter werden zu den Fenstern hinausgeworfen. Bewaffnung der Stände. Vertreibung der Jesuiten.

Kaiser Matthias machte noch obendrein einen Versuch, seinem Nachfolger auch in dem deutschen Reich die Bahn zu ebnen. Da man die beyden unter dem Namen der Union und Ligue errichteten deutschen Conföderationen als die Urquelle alles Mißtrauens, des immer steigenden Partheygeistes, und des gänzlich darnieder liegenden kaiserlichen Ansehens betrachtete, so suchte er eine wie die andere zu zernichten. Die Katholischen ließen sich auch in so weit willig zur Aufhebung der ihrigen finden, wenn die Unirten ein gleiches thäten. Allein diese wollten ein für allemal erst ihre Beschwerden abgethan, und die gänzliche Gleichheit zwischen ihnen und den Katholischen hergestellet haben t. Jahr 1617.

haben a) Auf solche Art erreichte zwar der Kaiser seinen Zweck nicht. Da man jedoch bereits zehn Jahre die Union und Ligue mit vielbedeutenden Worten und Mienen, jedoch ohne ernsthafte und gewaltthätige Auftritte gegen einander stehen gesehen, so verzweifelte man wenigstens nicht wegen der Zukunft, wenn man sich auch nicht getraute, das Beste zu hoffen. Allein einer der sonderbarsten unerwartesten Vorfälle nicht in dem eigentlichen Deutschland, sondern in Böhmen führte endlich dasjenige herbey, was mancher schon lang gewünscht, der größere und bessere Theil immer verabscheut, und keiner in seinen Folgen übersehen hatte, einen Krieg nehmlich, an welchem das Bewunderungswürdigste ist, daß er konnte ausgehalten werden, und daß die Länder, welche ihn ausgehalten haben, wieder zu Kräften kommen, ja in mancher Rücksicht blühend werden konnten.

i. Jahr 1618. Wir haben gehört, unter welchen Umständen die protestantischen Böhmen den so genannten Majestätsbrief zur Sicherstellung ihrer Religion erhalten haben. So sehr man sich mochte geschmeichelt haben, daß er auf das deut-

a) LONDORP, T. I. p. 359.

deutlichste abgefaßt sey, so entstand doch eine derjenigen ganz ähnliche Streitigkeit darüber, die bis daher die Katholischen und Protestanten im Reich über den Religionsfrieden entzweyet hatte. Gleichwie jene behaupteten, derselbe erstreckte sich nicht auf die Unterthanen, sondern bloß auf die Reichsstände, so daß Letzteren zwar erlaubt sey, nicht nur allein für ihre Personen sich zu einer Religion zu bekennen, zu der sie wollten, sondern auch eine ihnen gefällige Religionsübung in ihren Ländern aufzurichten; da hingegen die Unterthanen eigenmächtig und gegen den Willen des Landesherrn nicht nur allein keine Kirche bauen, oder auf irgend eine Weise ihre Religion öffentlich ausüben dürften, sondern noch dazu das Land räumen müßten, wenn sie der Landesherr nicht dulden wollte; auf eben die Weise ward in Böhmen von Seite der Katholischen und des Hofes dafür gehalten, nur die Landstände, der Herrn- und Ritterstand nehmlich nebst den königlichen Städten wären befugt, Kirchen zu bauen, keineswegs aber die Unterthanen für sich und gegen den Willen ihrer Gutsherren b).

Ver-

b) Die Stelle, worauf es eigentlich ankam, machte in der That nur Meldung von den Ständen, indem es heißt:

Vermöge der angeführten Grundsätze wurden den protestantischen Unterthanen in Deutschland von ihren katholischen Landesherren, und den katholischen Unterthanen von ihren protestantischen Landesherren, ja selbst den lutherischen Unterthanen von ihren reformirten Landesherrn über tausend Kirchen abgenommen, ohne daß ein Tropfen Blut

heißt: Im Fall auch jemand aus den vereinigten dreyen Ständen dieses Königreichs sub utraque über die Kirchen und Gottesheuser, deren sy allbereit im besitz sein, und die ihnen zuvor zustendig (darbey sy friedlich gelassen und geschützt werden sollen) es sey in Stedten, Märckten, Dörffern, oder anderswo noch mehr Gottesheuser und Kirchen zum Gottesdienst, oder auch Schulen zu Unterrichtung der Jugent auffbawen lassen wolte oder wolten, werden solches so wol der Herrn- und Ritterstand alß auch die Präger, Kuttenberger und alle andere Stedte gesambt und sonders jederzeit geraum und frey thun künnen, ohne allermenniglichs Verhinder. Die andere Apologia der Stände des Königreichs Beheim. In den Beylagen Nro. 27. Die Böhmischen Stände merkten es in der Folge selbst, daß der Buchstabe des Majestätsbriefes ihnen eben nicht so gar günstig sey. Sie machten daher den Unterschied zwischen geistlichen und weltlichen Gutsherren. Die Güter der ersten, sagten sie, seyen als Kron- und Kammergüter anzusehen, und eben daher den königlichen Städten gleich zu halten.

Blut darüber vergossen ward; da hingegen zwey einzige in Böhmen einen Krieg veranlaßten, von welchem die Geschichte kein Beyspiel kennt; um so viel aufbrausender an sich, und mißtrauischer gegen ihre Landesherrn waren die böhmischen Köpfe als die deutschen. Die protestantischen Bewohner des Erzbischöflich-Pragerischen Städtlein Klostergrab bauten sich eine Kirche, wogegen sich der Erzbischof ihr Gutsherr setzte. Auch wollte der Abt zu Braunau nicht gestatten, daß seine Unterthanen eine zu Braunau aufführten. Dagegen beschwerten sich die protestantischen Stände auf dem Landtag 1615 bey dem Kaiser, der aber keine Antwort von sich gab. Nur daß er auf der Rückreise dem Grafen Heinrich Mathes von Thurn zu Brandeis mündlich erklärte, er erkenne der Stände Begehren nicht für billig. Der Bau wurde demungeachtet fortgesetzt.

Der Hof sah durch die Finger, und die Stände hielten sich ruhig, bis Ferdinand zum Nachfolger im Königreich designirt und gekrönt worden. Von nun an wollten die Protestanten bemerkt haben, daß die Katholischen, besonders die Jesuiten viel übermüthiger und entschloßner würden, sie zu necken, oder gar um ihre Freyheiten und Privilegien

legien zu bringen. Insonderheit ward den leztern sehr übel gedeutet, daß sie an einem Ferdinanden zu Ehren in der Stadt Ollmütz errichteten Triumphbogen das österreichische Wappen so anbrachten, daß auf einer Seite der böhmische Löw, auf der andern der mährische Adler durch Ketten an dasselbe angeschlossen waren, unten aber ein mit offenen Augen schlafender Haas sich befand; mit der Ueberschrift: Adsuevi (ich bin es gewohnt), als wenn man dadurch über die Feigheit und Furchtsamkeit der Stände, die mit offenen Augen nicht wahrnehmen, was für ein Schicksal ihnen bereitet werde, spotten wollte. Auch merkten sichs die Protestanten, und prägten sichs einander fleißig ein, daß die Jesuiten zu Molzheim in Elsaß einer erst neulich von dem Erzherzog Leopold gestifteten Academie in einer Zuschrift ihn durch das Beyspiel seines Bruder Ferdinands zum Eifer für die katholische Religion ermunterten, als welcher ob er gleich bey seiner Krönung den Ketzern den gewohnten Eid geschworen, doch vorher sich dahin erklärt habe, daß er ihnen nichts zum Nachtheil der Kirche einräumen werde c) Eigentlich hatte

er

c) Nihil se unquam Hæreticis in Ecclesiæ fraudem concessurum. Histor. persecut. Eccles. Bohem. Cap. XLII. pag. 145.

er damals noch nichts beschworen, als in der Zukunft bey dem Antritt der wirklichen Regierung die Privilegien zu bestätigen.

Daß mehrere katholische Herren, besonders der Erzbischof von Prag und in der Folge so berühmt gewordene Slawata und Martinitz ihre protestantischen Unterthanen der Religion wegen mehr zu drücken anfingen, als zuvor, daran mußte Ferdinands Krönung ebenfalls Schuld seyn. Auch die Reden, welche die Unbedachtsamkeit oder der unzeitige Eifer mancher Privatpersonen hervorbrachte, mußten die nehmliche Ursache haben, und allgemeines Mißtrauen gegen ihn erregen. Unter andern sollte der Ferdinanden sehr zugethane Münzmeister Wresowitz zu Kuttenberg sich haben verlauten lassen, „es würden etlichen die Köpfe herunter müßen, als nehmlich Grafen Thurn, dem Ziegenbarth (Wenzeln von Budowa), Grafen Schlick und Wilhelm von Lobkowitz; etlicher Güter würden in andere Hände kommen, und dabey mancher arme Gesell sich wohl befinden, der Majestätsbrief sey kraftlos als ein erzwungenes Ding; gleich bey der Ankunft König Ferdinands in Böhmen werde es heißen: „Novus Rex, nova Lex, ein neuer König, ein neues Gebot." Andere sollten

ten gesagt haben, der königliche Procurator würde nicht so viel Zeit haben, daß er nur die Strafgelder einnehmen möchte d). So unbillig es ist, jemanden, geschweige erst den Landesherrn darüber zur Rede zu stellen, was ein Dritter im Bezug auf ihn denkt, und in den Tag hineinschwätzt, so wirkten solche durch die Verbreitung allemal noch vergrößerte und mehr entstellte Gerüchte doch unglaublich schnell und stark.

Hierzu kam noch, daß dem Grafen von Thurn das Burggrafenamt von Carlstein, mit welcher die Verwahrung der Krone und der Privilegien des Königreichs verbunden war, abgenommen ward, und aus keiner andern Ursache, wie er und seine Anhänger vorgaben, als weil er zu laut von der böhmischen Wahlfreyheit gesprochen hatte. Cardinal Clesel, als die Haupttriebfeder dessen, was bey Hof vorging, überlegte nicht, daß dem Grafen eine Stelle übrig blieb, durch die er seinem Herrn unendlich gefährlicher werden konnte, nehmlich jene eines sogenannten Defensors der protestantischen oder utraquistischen, wie es die Böhmen lieber nannten, Academie, des Consistoriums, und überhaupt des gemeinen protestantischen

d) Die andere Apologia, pag. 211. seq.

schen Wesen, welche man ihm um so weniger nehmen konnte, da die Protestanten vermöge des Majestätsbriefes selbst das Recht hatten, dergleichen Defensoren aufzustellen. Ja vielleicht hätte gar der Burggraf dazu dienen können, den Defensor, der durch den Verlust der Gunst des Hofes um so mehr an Würde und Vertrauen unter den Seinigen gewann, einiger Maßen in Schranken zu halten.

Thurn sann indessen auf nichts als Rache, die sich so gern zu andern Leidenschaften, und vor allem zu einem übertriebenen Freyheits- oder Religionseifer zu gesellen, oder noch lieber unter demselben sich zu verstecken pflegt. Merkwürdig ist, daß gerade die zwey Männer, Thurn und Erasmus Tschernembel, wovon der eine Böhmen, der andere bald darauf nach Thurns Beyspiel alles in Oesterreich, und durch diese Länder ganz Europa in Bewegung setzte, weder geborne Böhmen noch Oesterreicher waren. Thurn stammte aus Görz, wo seine Familie das Erb-Marschallamt bekleidete. Sein Vater hatte einige Güter in Böhmen erheurathet, in deren Besitz er nach dessen Tod gekommen. In Ansehung seines neuen Vaterlandes hatte er eben den Enthusiasmus und die Vorliebe, als manche Eroberer für ihre erst

errungenen Provinzen. Für die protestantische Religion aber war er, obgleich ein halber Italiäner, ganz Feuer.

In einigen Feldzügen gegen die Türken hatte er sich unter Kaiser Rudolph den Ruhm der Tapferkeit erworben; zu Hause aber sich durch seine einnehmenden Manieren, und die bey allen seinen Handlungen vorgeschützte Vaterlands- und Religionsliebe die Gemüther seiner Religionsgenossen so eigen gemacht, daß er nicht nur allein ungeachtet des kurzen Aufenthaltes seiner Familie in Böhmen ohne Neid zu den höchsten Aemtern gelangen konnte, sondern auch einen unbeschränkten Einfluß in den wichtigsten und gefahrvollesten Angelegenheiten auf sie hatte. Tief gedacht waren eben seine Plane nicht. Doch besaß er gerade so viele Feinheit, als nöthig war, um eine Nation wie die böhmische an den Rand eines Abgrundes zu führen, vor dessen Anblick sie selbst zurückbeben mußte, und vielleicht auch so viel Bösartigkeit, um selbst durch die Gefahr des gänzlichen Untergangs derselben seine eigenen Leidenschaften zu befriedigen. Die Geschichtschreiber setzten immer fleißig seinen Vornamen Heinrich Matthias oder nach der gemeinen Aussprache Mathes bey,

um ihn von seinem Bruder Ambros, einen eben auch nicht unbedeutenden Mann, der aber beständig auf der Seite des Hofes blieb, zu unterscheiden.

Tschernembel ein Krainer hatte nach der in seinem Vaterlande durch Ferdinanden zu Stande gebrachten Reformation seine Güter verkauft, und sich in Oesterreich ob der Enns ansäßig gemacht, wohin er einen unaussprechlichen Haß gegen diesen Herrn mitbrachte, den er allen Einwohnern einzupflanzen suchte. Um nicht die nehmlichen Auftritte, die er in Krain erlebt, in Oesterreich erneuert zu sehen, war so zu sagen seine einzige Beschäftigung aus alten und neueren landschaftlichen Papieren alles zusammen zu suchen, was zur Erhebung der landständischen und Herabsetzung der landesherrlichen Rechte dienen konnte, woraus er ein von den oberösterreichischen sowohl als niederösterreichischen protestantischen Ständen in der Folge angenommenes System baute, welches nothwendig den Landesherrn zu einem bloßen Schattenbild herabwürdigen mußte. Beyde hegten übrigens gleiche Gesinnungen, es lieber auf das Aeusserste ankommen zu lassen, als dem Hof und der katholischen Parthey ferner in etwas nachzugeben.

 Thurn

Thurn fand bald Gelegenheit seine Denkart an den Tag zu legen.

In Böhmen hatten ungeachtet der Widersezzung ihrer Gutsherren, und selbst der Mißbilligung des Kaisers die Klostergraber und Braunauer ihre Kirchen vollendet. Allein jetzt wirkte der Erzbischof von Hof einen Befehl aus, vermöge dessen er die Klostergraberkirche schließen, und endlich gar niederreißen und schleifen ließ; und der Abt von Braunau durch einen ähnlichen unterstützt, verlangte die Schlüssel zu der Braunauer; weil sich aber die Bürgerschaft im Guten zu nichts verstehen wollte, mußte eine eigene kaiserliche Kommission die Befehle des Hofes vollziehen, und die Kirche sperren. Verschiedene der unruhigsten Köpfe von der Bürgerschaft wurden mit Gefängniß belegt. Man mochte geglaubt haben, daß es Zeit sey, den Protestanten mehr Ernst zu zeigen, weil einige Defensoren indessen mit Tode abgegangen, und andere, sey es aus Furcht vor der künftigen Regierung, oder angeborner Unthätigkeit, sich mit diesem Geschäft nicht mehr abgeben wollten.

Allein Thurn ersetzte alles durch seine ausserordentliche Thätigkeit, und jetzt glaubte er, da

unter den Protestanten in verschiedenen Gegenden des Königreichs das Mißvergnügen über den Klostergraber und Braunauer Vorfall lauter tönte, Zeit und Gelegenheit zu einem entscheidenden Schritt gefunden zu haben, um des zwar gefährlichen, aber für einen neuerungsüchtigen und unruhigen Kopf nur desto anziehenderen Vergnügens, welches das Bewußtseyn, seinen eigenen Herrn in Furcht zu setzen, gewährt, genießen zu können. Vor allen suchte er den übrigen Defensoren und den Protestanten überhaupt einzuprägen, aus dergleichen Unternehmungen erhelle deutlich, daß man den Majestätsbrief zu zernichten suche; dagegen sey kein anderes Mittel übrig, als daß aus allen Kreisen des Königreichs sechs Personen, von jedem der drey Stände zwey, nach Prag berufen würden, um sich über die Abwendung der gemeinsamen Gefahr zu berathschlagen. Man folgte diesem Rath, und ungeachtet des Widerwillens, den der Hof gegen solche Zusammenkünfte hegte, erschienen die protestantischen Stände in weit größerer Anzahl, als man gehoft hatte. Es ward aber noch kein anderer Schluß gefaßt, als daß zwey Bittschriften aufgesetzt wurden; eine an die kaiserlichen Statthalter in Böhmen, die andere an den Kaiser selbst, um ihren Bedrängnissen in Re-

ligionssachen abzuhelfen; besonders aber die gefänglich angehaltenen Braunauer auf freyen Fuß zu stellen. So viel hatte Thurn indessen gewonnen, daß alle ohne Ausnahme mit der festen Ueberzeugung nach Haus gingen, ihre Religion und der damit auf das engste verbundene Majestätsbrief sey wirklich der größten Gefahr ausgesetzt. Für so nöthiger hielt man eine andere Zusammenkunft auf den 21. May, wo über die Antworten, die man erhalten würde, eine nähere Verabredung sollte genommen werden.

Den 21. März. Der Kaiser ertheilte zwar eine Antwort, schickte sie aber nicht an die Stände, sondern an die Statthalter, die sie den Erstern vorlesen sollten. Sie war ernstlicher abgefaßt, als noch je mit ihnen war gesprochen worden. „Er habe sowohl aus der Stände eigenem Schreiben, als anderen Berichten gefunden, daß ihre Zusammenkunft gegen seine eigene Person ausgeschrieben sey, weil die Klostergraber und Braunauer Sachen zum Vorwand gedienet hätten, in welchen alles auf seinen eigenen Befehl geschehen; von den Ständen sey weiter gegriffen worden, als der Majestätsbrief und die zwischen dem Theil sub una und sub utraque getroffene Vergleichung zu

lasse, indem sie sich fremder Unterthanen in unbilligen Sachen wider die kaiserliche Resolution anmaßten, und ihren öffentlichen Ungehorsam und Aufstand wider den Kaiser vertreten, und sie darin stärken wollten, wie man dann in der Zusammenkunft selbst zu verstehen gegeben, und es so gar in die Einberufungsschreiben gesetzt habe, als wenn gedachter Majestätsbrief cassirt werden sollte; unter das gemeine Volk aber ausgesprengt habe, als wenn Kriegsvolk einen Einfall in das Königreich thun sollte, wodurch der Kaiser bey dem gemeinen Mann in einen bösen und schädlichen Verdacht gebracht, und bey seinen treuen Unterthanen verhaßt gemacht werde."

„Eines solchen habe er sich zu etlichen Personen, so dessen Ursache sind, nicht versehen; weil sie aber seiner Gütigkeit sich mißbrauchten, und je länger je weiter als ihnen gebührte, und der angeregte Majestätsbrief und die Vergleichung mit sich bringe, greifen wollten, ihm auch als König und Herrn des Landes solchem zeitlich, ehe das Feuer weiter über sich gehe, vorzukommen gebühre, als wolle er nicht unterlassen, ferneren Bericht einzuziehen, und sich gegen sie rechtmäßig nach eines jeden Verdienst zu verhalten. Denje-

nigen Personen, die andere beschicket, sollten die Statthalter im Namen und anstatt des Kaisers ernstlich befehlen, daß sie immittelst bis er selbst nach Böhmen kommen werde, oder bis auf fernere Verordnung keine dergleichen Zusammenkünfte mehr ausschreiben, sich der Braunauischen und anderer fremden Unterthanen nicht annehmen, und keine Ursach zum Aufruhr und Zwietracht geben sollen ꝛc." e)

Daß die Defensoren, ehe ihnen und den Ständen das Schreiben selbst vorgelesen worden, bereits Nachricht von den Hauptpuncten gehabt haben, bezeuget die Ankündigung, die sie vor der neuen Zusammenkunft von allen Kanzeln machen ließ; indem sie gerade dahin gerichtet war, den Eindruck des Schreibens bey dem Volk zu schwächen oder gar zu zernichten, und lezteres vielmehr für alle möglichen Fälle auf die Seite der Defensoren und protestantischen Stände zu ziehen, welchen Zweck sie auch leicht erhielten, nachdem man dem Volk verkündigte, die durch den Majestätsbrief bestätigte freye Religionsübung sollte ihm entzogen werden, deren Er-

den 20. May.

e) Apologia secunda. Beylagen Nro. 99.

Erhaltung die einzige Absicht der Bemühungen der Stände sey.

Den folgenden Tag (21. May) ging die neue Versammlung vor sich. Alle wurden bestürzt, da sie weder eine Antwort von den Statthaltern, noch von dem Kaiser fanden. Nur eine sie im höchsten Grad beschimpfende Geringschätzung, oder erklärter Zorn und Unwille konnten ihrer Meynung nach die Ursachen davon seyn. Noch dazu malte man ihnen das Schreiben, das ihnen sollte vorgelesen werden, als das gefährlichste für ihre Religion, ja für eines jeden, der an der vorigen Versammlung Theil genommen, Person, Leben, Ehre und Gut vor. Und da einmal betroffene Gemüther jederzeit lieber das Schlimmere als das Bessere glauben, so ist es kein Wunder, daß die Tages darauf erfolgte Vorlesung selbst, anstatt nur heilsame Furcht zu verbreiten, und das zu große Ansehen der Häupter zu schwächen, vielmehr Muth und Verzweiflung hervorbrachte; indem alle auf sich deuteten, was nicht einmal den Anführern im Ernst zugedacht gewesen zu seyn scheint.

Daß dergleichen Zusammenkünfte gegen des Kaisers eigene Person angesehen seyen, daß der

Erzbischof und Abt auf dessen Befehl gehandelt, folglich wer sich dagegen setze, es mit dem Kaiser unmittelbar zu thun habe, daß man die Gränzen des Majestätsbriefs überschreite, sich fremder Unterthanen in unbilligen Sachen annehme, und sie in ihrem Ungehorsam gegen den Kaiser selbst vertrete, und daß der Kaiser sich eines solchen Betragens zu etlichen Personen, die dessen Ursache seyen, nicht versehen, und daß man sich gegen sie rechtmäßig nach eines jeden Verdienst zu verhalten gedenke — welcher Stoff zu Muthmaßungen, Schreckenbildern und Verwirrungen der Gemüther, besonders da die Defensoren alles mit Zuziehung der versammelten Stände gethan hatten, die sich also in der nehmlichen Schuld befanden! Um ihr Schicksal ihnen desto lebhafter vor Augen zu legen, zog man von Seite der Defensoren die Stellen aus den böhmischen Landrechten aus, auf welche der Kaiser sollte gezielet haben, als die es ganz deutlich mit sich brächten, daß diejenigen, die sich dergleichen Dinge, als ihnen das Schreiben vorwerfe, zur Last kommen lassen, Ehre und Leben verwirkt hätten f); so daß es nur darauf ankäme, einem nach dem andern, je nachdem es dem Hof beliebig, den Prozeß zu machen.

f) Man sehe die andere Apologie. Beylage 100. seq.

So leicht es ist, Leute, denen man einmal solche Sachen in den Kopf gesetzt, hinzuführen, wo man immer will, so hielt es doch Graf Thurn mit seinen Vertrauten noch nicht für räthlich, gegen den Kaiser unmittelbar loszubrechen; jedoch sollte ein Schrit gewagt werden, der unfehlbar eben die Wirkung hervor bringen mußte. Man wollte Nachricht haben, daß das Schreiben nicht zu Wien, sondern zu Prag in der Statthalterey verfaßt, und nur zu Wien sey unterschrieben worden. Hauptsächlich aber sollten die zwey Statthalter Martinitz und Slawata die Urheber davon seyn. Gegen beyde hegte die protestantische Parthey schon lange Zeit einen unversöhnlichen Haß, wozu der Grund gelegt worden, daß sie diejenige Amnistie nicht unterschreiben wollten, welche sich die protestantischen Stände wegen ihrer vor Erlangung des Majestätsbriefes gemachten Bewegungen von dem Kaiser Rudolph ertheilen lassen, ja so gar sich geweigert hatten, der Relation beyzuwohnen, als der Majestätsbrief in die Landtafel eingetragen worden. Damals schon (1609 den 9 Oct.) protestirte man gegen dieses Verhalten, und erklärte ihnen feyerlich, „weil man daraus schliessen könne, daß sie, so viel an ihnen gelegen sey, den Majestätsbrief und die Amnistie cassiren und zer-

zernichten möchten, wenn der Fall mit der Zeit kommen sollte, daß man sich gegen den Majestätsbrief setze, die Stände sich an sie als Feinde des Friedens und der Einigkeit würden halten müßen." g)

Von nun an geschah nichts mehr den Protestanten zuwider, an dem sie nicht den größten Antheil sollten gehabt haben. Martinitzen ward so gar von den Ständen nachgeredet, er habe seine protestantischen Unterthanen mit Hunden in die katholische Kirche hetzen, und ihnen den Mund mit Gewalt aufreissen lassen, um sie nach katholischer Art communiciren zu machen. Slawata sollte die Seinigen durch Versagung der Begräbnisse, der Erlaubniß zum Heurathen, und so gar der Tauf zur katholischen Religion gezwungen haben h). Aber das größte aller Verbrechen war die ihnen beygemessene Verfertigung des oft angeführten Schreibens. Nun hieß es, trete der Fall der ehemaligen Protestation sichtbar ein; sie seyen dadurch wahre Verräther und Feinde des Vaterlandes geworden, daß sie ein Schreiben aufgesetzt, wodurch die Stände insgesamt in die Gefahr

g) Andere Apologie. Beylage 33.

h) Ibid. pag. 92. 95.

fahr ihres Lebens gekommen seyen; anders könne man sie nicht ansehen. Und sie wurden auch auf der Stelle als solche angesehen, und einmüthig der Schluß gefaßt, sie als solche den andern Tag zu behandeln.

An diesem so merkwürdigen Tag (23 May) dem dritten ihrer Versammlung kamen sie ungemein zahlreich und meistens bewaffnet samt ihren Knechten auf das königliche Schloß, drangen mit Ungestümm in das Zimmer der versammelten Statthalter; und nachdem jeder, was Zorn und Eifer ihm eingab, durch ein ungewisses und verworrenes Geschrey an den Tag gelegt hatte, nahm Paul Rziczan das Wort: „Sie hätten vernommen, daß der Kaiser ein scharfes Schreiben an die Statthalter des Inhalts ergehen lassen, daß die vergangene Zusammenkunft wider seine eigene Person und das Königreich ausgeschrieben worden sey, und daß die Stände weiter als der Majestätsbrief zuläßt, gegriffen, indem sie sich fremder Unterthanen gegen die kaiserliche Resolution annähmen, und sich derselben zur Empörung gegen ihn zu bedienen gedächten; daher er gegen die, so dieser Zusammenkunft Urheber seyen, nach eines jeden Verdienst sich verhalten wolle. Da nun auf

solche

solche Art die Stände ihre Köpfe nicht mehr sicher hätten, als müßten sie wissen, ob die anwesenden Statthalter Adam von Sternberg Oberster Burggraf, Slawata, Martinitz und Diepold von Lobkowitz in dem Rath auch gewesen, da dieses schwere und nachtheilige kaiserliche Schreiben consultirt und erwogen worden, und ob sie ihre Stimmen dazu gegeben, und dasselbe approbiren helfen."

Keiner aus allen antwortete, bis endlich der Oberste Burggraf, jedoch bey weitem nicht mit derjenigen Fassung, als er es auf den gewöhnlichen Landtagen zu thun gewohnt war, beyläufig folgendes von sich hören ließ: „Die Sache sey so wichtig, daß alle übrige Mitglieder der Statthalterey müßten zusammen gerufen und gehört werden, er wolle diejenigen, die sich zu Prag aufhielten, auf den andern Tag bescheiden; bis dahin möchten die Stände Geduld tragen, und sich aller Gewaltthätigkeiten enthalten. Wenn man etwas an dem Betragen der Statthalter auszusetzen habe, solle man sie den böhmischen Landrechten gemäß behandeln."

Aber umsonst; alles war so erhitzt, und die Verwirrung so groß, daß man ihn kaum hörte

oder

oder verstand, geschweige erst im mindesten gerührt ward. Die Stände ließen vielmehr, um sich den Schein zu geben, daß nicht aus Rachgier, sondern nach Recht und Ordnung gehandelt würde, die schon 1609 verfaßte, und das Verdammungsurtheil des Martinitz und Slawata enthalten sollende Protestation ablesen, und fragten noch einmal jeden der Statthalter einzeln, ob er Theil an dem Schreiben gehabt. Da keine Antwort erfolgte, traten einige hervor, und sagten: sie wüßten, daß der oberste Burggraf und Diepold von Lobkowitz zwar bey der Berathschlagung über das Schreiben gewesen, aber die Ausfertigung desselben nicht bewilliget hätten, man nahm sie daher bey dem Arm, und führte sie in ein anderes Zimmer. Dieß war die Losung zu demjenigen Schicksal, das den mehr gehaßten, und nicht in so mächtigen Familien-Verbindungen stehenden Martinitz und Slawata zugedacht war. Ersterer ward sogleich ergriffen, an das Fenster geschleppt und hinausgeworfen. Nun standen alle erschrocken und sprachlos da, bis einer aus dem Haufen auf Slawaten hinweisend sagte: „Edle Herren! Hier habt ihr den andern;“ und sie ergriffen auch diesen, und stürzten ihn hinab. Den noch übrigen Secretär Fabricius schickten sie nach, und zwar weil er

ein Schmeichler von beyden gewesen, und sich zu ihren Absichten habe gebrauchen lassen.

Diese ausserordentliche und bey dem damaligen Grad von Cultur, auf welchem Europa bereits stand, äusserst auffallende Art von Execution entschuldigten sie durch den alten Gebrauch der böhmischen Nation, ja selbst der Römer, die ihre Friedensstörer über Felsen und andere hohe Oerter herabgestürzt hätten, und weil nach dem Geist dieser Zeiten alles einen Bibelanstrich haben mußte, vorzüglich durch das Beyspiel der Juden, welche die Verfolgerinn des Volkes Gottes die Königinn Jesabel zum Fenster hinausgeworfen i). Sonderbar, daß, obgleich die Höhe bis 40 Ellen betrug, dennoch alle mit dem Leben davon kamen, welches die einen als ein Wunder und Zeichen des göttlichen Schutzes für das Künftige ansahen, besonders nachdem sie auch durch einige auf sie gethane Schüße nicht verletzt wurden, die andern aber einem Zufall, und den an diesem Orte angehäuften Papiertrümmern und anderem Kehricht zuschrieben.

Dem sey wie ihm wolle, so hatten nun die Häupter ihren Zweck erreichet. Wenn die Furcht vor

i) Andere Apologie, pag. 85.

vor einer obgleich sehr ungewissen Ahndung die Stände zu so gewaltsamen Schritten verleitete, so mußte nun, da sie Dinge gewaget, die in der That kaum verzeihlich waren, die Begierde nach einer gänzlichen Sicherstellung sich verdoppeln. Diese konnten sie nicht besser erhalten, als wenn alle Gewalt sich in ihren Händen befände, und dem Landesherrn nichts als der blosse Namen übrig blieb. Auch hiezu wurden so gleich die Anstalten getroffen. Da sie nicht alle beysammen bleiben konnten, wählten sie dreyßig sogenannte Directoren aus ihrem Mittel, die alle Regierungsgeschäfte an sich zogen, das königliche Schloß mit Truppen der Stände besetzten, die vorige Besatzung und alle Beamte in ihre Pflichten nahmen, den Statthaltern und allen übrigen Einwohnern verboten, auf irgend eine Vorladung ohne ihre Bewilligung vor dem Kaiser zu erscheinen, sich aller Landeseinkünfte, und so gar jener der königlichen Kammergüter bemächtigten, Kriegsvolk warben, und Aufgebothe an die Unterhanen ergehen ließen, oder nach ihrem eigenen Ausdruck ein Defensionswerk errichteten, und endlich die Jesuiten aus dem Land schaften.

Man that diesen die Ehre an, in einer öffentlichen Schrift die Ursachen ihrer Verbannung der

Welt bekannt zu machen. „Jeder wüßte, wie viel Aufruhr und Veränderung das Königreich seit ihrer Einführung habe ausstehen müßen, als welche bloß dahin trachteten, den römischen Stuhl zu befestigen, und alles unter ihre Gewalt zu bringen, wozu sie solcher Mittel sich bedienten, daß sie hohe Potentaten gegen einander verhetzten, unter den Landständen Empörung und Aufruhr anrichteten, sonderlich an den Orten, wo Uneinigkeit in der Religion herrschte; überhaupt aber Obrigkeiten wider die Unterthanen, und Unterthanen wider die Obrigkeit aufrührisch machten, mörderische Herzen mit Verheißung der Seligkeit und Erlösung aus dem Fegfeuer, gegen Könige, die ihrem bösen Rath nicht folgen wollten, anführten, durch die Beicht alles erforschten, und sich der Gewissen so anmaßten, daß selbige ohne ihren Willen auch das Gute nicht verrichten dürften, nach dem Beyspiel der Tempelherren hätten sie große Güter an sich gebracht, in das politische Regiment sich gemischet, und gelehret, daß denjenigen, so nicht der römischen Kirche zugethan, kein Glaube zu halten sey."

„Frankreich, England, Hungarn, Siebenbürgen, Venedig, Niederland und andere Länder

wären

wären Zeugen von ihren Praktiken. In Böhmen insonderheit hätten sie ungeachtet des im Majestätsbrief enthaltenen Verboths die sub utraque in Predigten und Schriften geschmähet, und als Ketzer verdammt, die Worte des Majestätsbriefs anders ausgeleget, und behauptet, der König hätte ohne des Papstes Wissen und Willen von Ständen keinen Schutz ertheilen können, ja es dahin gebracht, daß den Utraquisten Kirchen abgenommen und geschleifet, alle Aemter des Königreichs mit Katholischen besetzt, und einigen wenigen von diesen die ganze Direction sey übegeben worden, durch welche sie sich bemühet, dasselbe in Verderben zu setzen. Weil sie nun alles Uebels Ursache in dem Königreich wären, könnten sie nicht länger darin geduldet werden, sollten auch durch keine Intercession des Papstes oder von sonst jemand in dasselbe wieder eingeführt werden."

Die Jesuiten wichen ohne alles Geräusch aus dem Königreich, und machten den Böhmen, wo sie hinkamen, wo nicht Feinde, doch gewiß keine Freunde. So viel wird allemal höchst zweifelhaft bleiben, ob die böhmischen Stände nach den Regeln der Klugheit gehandelt haben. Eben war das Ansehen der Jesuiten unbegränzt, und kaum

ein katholischer Hof, in dessen Gesinnungen sie nicht als Beichtväter, Prediger oder Erzieher der Prinzen, einen entschiedenen Einfluß hatten. Nirgends aber vermochten sie mehr als gerade an dem Hofe, der in der Folge in Ansehung des Schicksals der böhmischen Stände den Ausschlag gab, nehmlich dem baierischen, an welchem der ihnen äußerst ergebene und zugleich von seinen Söhnen dem Herzog Maximilian und Churfürsten Ferdinand von Cöln, wie auch von seinem Tochtermann und Neffen dem König Ferdinand über alles geschätzte Herzog Wilhelm noch lebte.

Nach ihrer Auswanderung antworteten sie auf die böhmische Verbannungsschrift: „Sie hätten nie etwas gesucht, als nach ihrem Beruf die katholische Religion mündlich und schriftlich zu verfechten; wenn hie und da Unruhen darüber entstanden, könnte es ihnen so wenig beygemessen werden, als einem Apostel Paulus, ja Christus selbst, denen man ähnliche Vorwürfe gemacht. In dem Papst erkennten sie eine doppelte Gerichtsbarkeit, eine in weltlichen Dingen, die andere in geistlichen; um die erste bekümmerten sie sich nichts, gestånden es aber aufrichtig, und rechneten es sich zur Ehre an, daß sie der zweyten, die ihm von

Gott

Gott selbst gegeben worden, alles suchten unterwürfig zu machen. Daß sie Leute zum Königsmord aufrischeten, sey bloße Verläumdung. Beichthören bringe ihr Amt mit sich, sie verrichteten es aber bloß nach den Absichten der Kirche. Mit den Tempelherren könne man sie um so weniger vergleichen, da ihre gesamten Einkünfte in Böhmen sich nicht höher belaufen hätten, als auf 10,000 Goldgulden, wofür sie gehalten gewesen, 170 Personen zu ernähren."

„Daß ihnen aber auch die Stände aufbürdeten, als lehrten sie, den Ketzern dürfe man keinen Glauben halten, sey eine offenbare Unbild. Aus ihren eigenen Büchern erhelle, daß sie einen Unterschied machten zwischen einer erlaubten und unerlaubten Sache; in der ersten müße man Ketzern und Juden, und jeden andern Glauben halten, aber nicht bey der andern. In Ansehung des Majestätsbriefes habe man nie eine Auslegung von ihnen gefodert; sie gestünden aber dabey, daß **dergleichen die Religion betreffende Dinge vorzüglich dem Papst angehörten, ohne dessen Einwilligung der öffentliche Zustand der Religion nirgends zu ändern sey ꝛc.**" k)

k) Apologia pro Societate Jesu Bohemiæ Regno ab ejus-

Der zulezt geäusserte Grundsatz mußte allerdings den Protestanten überhaupt und den böhmischen Ständen insbesondere bedenklich fallen, wie diese denn auch nicht unterließen, in ihrer anderen Apologie Gebrauch davon zu machen.

ejusdem Regni statibus Religionis sub utraque publico decreto immerito proscripta. Viennæ Austriæ MDCXVIII. Da die Stände in ihrer andern Apologie noch einige Dinge gegen die Jesuiten einfließen ließen, erschien zu Ingolstadt A. M. DC. XIX. Apologia auctior.

Sechstes Kapitel.

Berathschlagung an dem kaiserlichen Hof, ob man Gewalt brauchen solle oder nicht. Meynung des Kaisers. Merkwürdiges Bedenken König Ferdinands. Der Kaiser rüstet sich.

Kaiser Matthias war bereits, als diese Dinge Schlag auf Schlag vorüber gingen, kränklich, und eben daher um so furchtsamer und mißtrauischer. Wenn auch die Stände protestirten, daß sie bloß sein und des Königreichs Beste zur Absicht gehabt, so mußte es ihm doch um so empfindlicher fallen, da man zu der Beleidigung noch Spott zu gesellen schien. Wie aber in der Sache könne abgeholfen werden, war gewiß kaum jemals schwerer zu entscheiden. Wenige Zeitpuncte werden sich in der Geschichte finden, wo alle menschliche Klugheit den Erfolg weniger vorher bestimmen konnte. Da die Stände zuerst sich bewaffneten, so war es wohl eine ganz natürliche Folge,

 daß

daß es der Kaiser auch thun müße. Allein welche unübersehbare Schwierigkeiten legten sich hier in den Weg? Daß die incorporirten Länder, als Schlesien, Mähren und Lausitz bald dem Beyspiel des Hauptlandes folgen würden, ließ sich leicht vorher sehen. Auch in Ungarn und Oesterreich, besonders dem Land ob der Enns hatten die Protestanten das Uebergewicht. Mißvergnügt wie jene der übrigen Länder hatten sie sich seit geraumer Zeit zum Hauptgrundsatz gemacht, in Religionssachen gemeinschaftlich mit ihnen zu handeln, und sich unter einander mit Kräften zu unterstützen. Man konnte demnach von dieser Seite nicht nur allein auf keine Mitwirkung zählen, sondern mußte gewärtigen, sobald man den Böhmen Ernst zeigen werde, zu Haus einen noch weit ärgeren Feind zu bekommen. Und gesetzt auch, wenigstens die Katholischen dieser Länder würden das Ihrige beytragen, so hatte man noch in frischer Gedächtniß, daß ganz Deutschland mit seinen vereinigten Kräften den Böhmen während den hussitischen Unruhen nichts anhaben können, wie sollte es nun Matthias mit seinen wenigen ihm noch getreuen Unterthanen; besonders da zu fürchten war, die Böhmen würden selbst von Deutschland aus durch die unirten Fürsten öffentlichen oder heimlichen

Bey-

Beystand erhalten? Und was würde man endlich durch einen noch so glücklichen Erfolg der Waffen gewinnen, als sein eigenes zu Grunde gerichtetes Land? Diese Gründe erzeugten bey Matthias und dem alles bey ihm vermögenden, sonst auf das Ansehen seines Herrn und die Aufrechterhaltung der katholischen Religion äusserst bedachten Cardinal Clesel die Meynung, man müße, was es auch immer kosten möge, die Sache in Güte beylegen. Ja Ersterer hätte vielleicht noch einmal seine Räthe zum Fenster hinauswerfen lassen, wenn dadurch die Ruhe wieder hätte können hergestellt werden.

Dagegen drang der bereits zum König von Böhmen gekrönte Erzherzog Ferdinand, durch seinen Vetter den Erzherzog Maximilian unterstützt, auf Waffen und Gewalt, als welche allein die Unbild tilgen, und das Ansehen des Hauses und der Religion für das Künftige in Sicherheit setzen könnten. Aus einem noch vorhandenen schriftlichen Aufsatz lassen sich dessen geheimste und eigentlichste Gesinnungen über diese Sache abnehmen, welche jedem unpartheyischen zu einem weit besseren Leitfaden bey der Beurtheilung seiner ganzen Denkart dienen können, als die sich einander wider-

widersprechende, und nach dem Geist ihrer Parthey und Religion abgefaßten Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller. „Vor allen müße man wissen, daß Gott das böhmische Wesen verhängt habe, indem wenn man die Ursachen, die den Böhmen gegeben worden, neben ihr Verfahren hinsetze, kein Vergleich sey, so daß es einer merklichen Blindheit, mit welcher sie Gott geschlagen, gleich sehe.“

„Seit die Ketzerey in diese Königreiche und Länder eingerissen, habe allzeit der Ungehorsam, Trotz, Rebellion nebst Drohung, Widersetzung, Verachtung aller obrigkeitlichen Gebothe, Zusammenrottung, Aufstand und Aufruhr vorgeschlagen; da man dagegen auf Seite der katholischen Obrigkeit allzeit die Güte, Gnade, das Nachgeben, Weichen, und sich dieser ungehorsamen Unterthanen Willen Accomodiren gebraucht, um Fried, Ruhe, Königreich und Lande zu erhalten, dadurch seyen die Secten täglich wider ihre Obrigkeit stärker und insolenter geworden, und hätten der landesfürstlichen Gewalt sich unterfangen, so daß die Landesherrn unter dem Schein des Gewissens auch in politischen Sachen ihr Ansehen verlören, indem die Unkatholischen, nachdem sie im Geistlichen alle

ihre

ihre Absichten erreicht, auch zum Weltlichen getreten, nach dem Landesfürsten Regiment gegriffen, und Regierung und Räthe nach ihrem Gefallen ersetzt und dirigirt haben wollen."

„Damit seyen einzelne Länder nicht zufrieden gewesen, sondern damit sie ihre Herren nach ihrem Willen und Gefallen tractiren und nöthigen könnten, hätten sie in Religionssachen gemeine Sache gemacht. So bald sie geglaubt, beleidiget zu seyn, und die Landesfürsten nicht nach ihrem Willen thun wollen, seyen sie zu ihren Conföderirten, unter dem Schein, daß diese für sie intercediren sollten, geflohen, bey dieser Unterhandlung um Intercession hätten sie ihre Landesfürsten angeklagt, und mit vielen ungebürlichen Auflagen die anderen Länder aufgewiegelt und verbittert, so daß sie sich auch nicht geschämt, im öffentlichen Landtag zu Presburg dem jetzigen Kaiser die Krönung zu verhindern, und an die ungarischen Stände als Conföderirte zu begehren, die Krönung nicht eher vorzunehmen, als bis sie wegen ihrer Religionsbeschwerden befriedigt wären, so hätten es die Böhmen mit den Schlesiern, und die Schlesier mit den Böhmen gemacht, den Kaiser Rudolph so weit genöthigt, daß er ihnen

nen eine solche Confoͤderation gestattet, welche alle Nachfolger, so lange die jetzige Lage der Sachen verbleibe, approbiren muͤßten.“

„Dabey sey es nicht verblieben, sondern oftbemeldte Koͤnigreiche und Lande, sonderlich aber Oesterreich, so den Anfang gemacht und allezeit an der Spitze gestanden, haͤtten unter dem angefuͤhrten Schein von Intercession eben so bey allen ihrer Religion zugethanen Churfuͤrsten und Fuͤrsten des Reichs ihre Herren, den Kaiser und Landesfuͤrsten durch Gesandtschaften in uͤblen Ruf zu bringen, und die Fuͤrsten gegen sie zu erbittern, oder durch boͤse Rathschlaͤge und ungleiche Berichte es dahin zu bringen gesucht, daß ihre regierende Herren entweder der kaiserlichen Krone, der Unterstuͤtzung gegen die Tuͤrken, wie auch guter Affection, Liebe und Vertraulichkeit, und dem guten Ausgang der Reichstage gaͤnzlich entsagen, oder aber alles das thun muͤßten, was ihren protestantischen Unterthanen nur traͤumte, durch welches sie in eine solche Knechtschaft seyen gebracht worden, daß sie sich in ihren eigenen Erblanden fast nicht ruͤhrten, oder ihrer landesfuͤrstlichen Autoritaͤt gebrauchen duͤrften.“

„Auch

„Auch sey wohl zu merken, daß die Königreiche und Lande ihre Herren zu drücken noch ein Hauptmittel gebrauchet, wozu ihnen ihre Privilegien zum Vorwand gedienet, daß nehmlich der Landesfürst ausser seinen Kammergütern kein Einkommen, sondern in Feindes und seinen eigenen Nöthen die Bewilligung von den Ständen erhandeln, und sich darunter reversiren mußte, daß solches keine schuldige, sondern freywillige Gabe sey. So bald nun der Landesfürst in eine Noth gekommen, hätten sie ihre Bewilligung eingezogen, demselben solche Bedingnisse vorgeschrieben, daß er sich entweder zur Verlierung Land und Leute, oder alles, was diese Leute begehrt, einzugehen, entschließen müßen.“

„Diese Insolenz sey noch weiter gegangen; denn als der Adel für sich und die Seinige, alles was er wollte und gedenken können, erhalten, sey er dennoch nicht daran gesättigt, und zufrieden gewesen, sondern habe unter dem Schein der Liebe und des Gewissen die landesfürstlichen eigenen Bürger, Kammergüter und Unterthanen an sich und unter die ihm ertheilte Religions-Concession gezogen, um sie der nehmlichen Religionsfreyheit theilhaftig zu machen, und dadurch für sich ein-

zuneh-

zunehmen, von den Landesherren hingegen abwendig zu machen; alles zu dem Ende, damit wenn die Unkatholischen aufstünden, tumultuirten und rebellirten, der Landesherr und die Seinigen nicht eine Spanne breit Erde hätten, sich zu vertheidigen, sondern von Land und Leuten kommen müßten."

„Durch dieses Verfahren sey dem Kaiser und Landesherrn nichts als seine Residenz, Wohnungen, Burg und Schlösser nebst den Klöstern und Geistlichen übrig geblieben. Nun aber weil man auch dessen Statthalter angreife, sie aus dessen eigener Burg und Kanzley zum Fenster auswerfe, der königlichen Einkommen und landtäglichen Verwilligungen sich gegen denselben selbst gebrauche, die Geistlichen zwar noch gedulde, jedoch in einem Tage ausrotten könne, so stehe es nun bloß an des Kaisers und dessen Nachfolgers und des ganzen Hauses Oesterreich Personen ganz und allein, und hätten die Unkatholischen keine Staffel mehr übrig, als sich auch an ihnen selbst zu vergreifen."

„Sey nun die Obrigkeit aus Gott, so müße dieser Unterthanen Betragen aus dem Teufel seyn,

und

und könne also von Gott nicht anders als gestraft werden; eben so wenig sey Gott das Betragen der Obrigkeit, so sie bis daher gehalten, gefällig, daß man nehmlich allein connivirt, nachgeben, gewichen, dissimuliret, alles was die Ungehorsamen verlangt, gethan, und so weit gewichen, bis man an diese Spitze gekommen, deswegen dergleichen Absurda verhänget worden, damit die Obrigkeit dieser Knechtschaft auf einmal erledigt werden möchte; geschehe solches nicht bald, so sey es nicht möglich, daß nicht diese Länder endlich unter ihnen eine Republik errichteten, oder ihre Herren in noch größere Dienstbarkeit brächten."

„Die Ungelegenheit und das erschrecklichste Factum aber, welches der ganzen Welt und allen Vernünftigen, von was für einer Religion sie seyen, abscheulich, unrecht, unchristlich, unbillig, unevangelisch, Straf und Execution würdig vorkommen müße, habe Gott ohne Zweifel verhänget, damit der Rebellen höchstes und meistes Fundament, welches sie bisher aller Orten gebraucht, als wäre es um ihre Religion zu thun, falle, und zu Wasser werde, so wie es auch viele Prädicanten aus ihnen selbst vermaledeyen und

unrecht heißen werden. Der Kaiser und sein ganzes Haus habe dadurch quoad materiam dieser Rebellion die beste Gelegenheit, sich bey der ganzen Welt zu entschuldigen, und jetzt auf einmal von diesem Joch und Knechtschaft sich selbst und sein ganzes Haus zu erledigen, und wieder in seine landesfürstliche Autorität sich ganz einzuführen; er habe Gott, sein Haus und alle geistliche und weltliche Obrigkeit, die ihr Land und Leute, wie auch ihre fürstliche Autorität zu erhalten begehrten, auf seiner Seite; er verliere nichts, weil ohnehin bey den vorerzählten Attentaten der Stände alles mit großem Schaden und Spott künftig gewißlich müßte zu Grunde gehen; sollte er aber auch etwas verlieren, cum eventus belli sit dubius, so verliere er es doch mit Ehren und nicht so schändlich, und mit eigenem Willen, wie es bisher geschehen; dagegen könne er sich um so mehr erholen, wenn es gut von statten gehe. Er habe darin großen Vortheil, weil das Königreich gar nicht, sondern nur einige Rebellen von ihm gewichen, durch deren Güter man wieder alle Unkosten erstatten könne; und sollte auch dieses nicht seyn, so sey doch des Hauses Oesterreich Interesse und Freyheit, welche es mit seinem Blut erworben, nicht zu bezahlen;

auch

auch werde der Gehorsam, der durch die Straf und Execution entstehen werde, in der Folge auf Landtägen, und bey andern Gelegenheiten solches reichlich herein bringen."

"Und wäre auch alles dieses nicht, so müßte man sich endlich auf eins resolviren, entweder gar um Land und Leut, oder in viel größere Knechtschaft zu kommen. Wenn dann das Lezte weder zu rathen noch zu wagen sey, halte man dafür, daß nun zu den Waffen müße gegriffen werden" a).

Diese Mischung von religiösen und politischen Grundsätzen mußte Cardinal Clesel zu Papier bringen, um sie durch den kaiserlichen Gesandten zu Madrit Grafen Khevenhiller, dem König Philipp III. von Spanien vorzulegen; ein delicater Auftrag für Cleseln, der zwar mit den Vordersätzen einverstanden war, aber in Ansehung der Schlußfolge weit anders dachte als Ferdinand, und zwar weil er einen guten Ausgang der Sache für unmöglich hielt, oder, wie er sich 1624. in einem Schreiben an den Herzog

a) Apud KHEVENHILLER, Tom. IX. pag. 82. ad an. 1618.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Maximilian von Baiern ausdrückt, weil er nicht wissen konnte, daß die göttliche Vorsicht das, was die menschliche Vernunft nicht vermochte, ersetzen, und den Katholischen wunderbare Siege ertheilen werde b). Indessen da seine dem Kaiser beygebrachten Rathschläge nicht verborgen bleiben konnten, zogen sie ihm nicht nur allein den bekannten Vorwurf der Doppelzüngigkeit und Verstellung, sondern auch Ferdinands Abneigung im hohen Grade zu, und bey dem Erzherzog Maximilian ging der alte Groll vollends in offenbare und unversöhnliche Feindschaft über, von der wir bald die Folgen hören werden. Clesel bekam noch dazu einen Feind in der Person des spanischen Gesandten Ognate, als welchem er den Vorwurf machte, daß er die bis daher von seinem König im Friaulischen unterhaltenen, und bereits zur Unterstützung des ungarischen Landtags und der darauf vorzunehmenden Königswahl bewilligten Truppen zur Unzeit abgedankt, da hingegen dieser es Cleseln als einen der wichtigsten Staatsfehler anrechnete, daß er nicht nach dem böhmischen Landtag, wo sich schon die Gährung merken ließ, entweder Ferdinanden selbst oder den Erzherzog Maximilian als Statthalter in

b) Apud KHEVENHILLER, Tom. X. pag. 512.

in Böhmen gelassen, deren Ansehen manches Uebel in der Geburt hätte ersticken können.

So leicht es ist, nach einem übeln Ausgang der Sache Fehler zu entdecken, die man sonst kaum bemerkt, oder manchmal gar für Staatsklugheit gehalten hätte, so wahrscheinlich mußte ein scharfer Beobachter damals schon dasjenige wenigstens muthmassen, was wir jetzt aus den Papieren der sogenannten anhaltischen Kanzley gewiß wissen, daß die Häupter der böhmischen Stände um diese Zeit bereits ihre Partie genommen hatten; so lange nehmlich der Kaiser bey Leben seyn würde, welches von keiner Dauer seyn konnte, wenigstens mit Worten und dem Schein nach seine Oberherrschaft zu erkennen, Ferdinanden dagegen nie zum Besitz des Thrones gelangen zu lassen, so daß jeder Versuch einer gütlichen Aussöhnung, und selbst die gänzliche Unterlassung der Bewaffnung die Sache nie in ihr voriges Geleise würde gebracht haben. So viel sah auch jedermann, daß Vergleichsvorschläge ohne Waffen als ein öffentliches Bekenntniß der Schwäche und Furcht den Triumph der Häupter und das Zutrauen des gemeinen Haufens gegen sie vermehren, die wenigen aber noch übrigen Ge-

treuen sowohl unter den Ständen als dem Volk gänzlich niedergeschlagen würden. Man mußte sich demnach entschließen ebenfalls zu den Waffen zu greifen, wenn es auch mehr seyn sollte, sie zu zeigen, als zu gebrauchen. Graf Khevenhiller wirkte durch seine Unterhandlungen an dem spanischen Hof 300,000 Gulden nebst einem Befehl an die spanischen Statthalter in Italien aus, sich mit Volk und Geld in Bereitschaft zu halten.

In Oesterreich und hauptsächlich in den Niederlanden wurden Werbeplätze eröffnet; und weil man keinem Inländer traute, dem Grafen Dampierre das Commando über ein Corps Truppen; die Oberbefehlshaberstelle des ganzen Heeres aber dem Karl Longeval Grafen von Bouquoi, einem Niederländer und Zögling des berühmten Ambros Spinola übertragen, der 6000 Mann Truppen aus den Niederlanden mitbrachte. Zugleich versuchte der Kaiser alles übrige, um theils durch Mandate, theils durch Unterhandlungen sein Ansehen herzustellen. In einem der Ersteren (d. 18. Jun.) sagte er, „weil alles, was die Stände unternommen, unter dem Vorwand geschehen, als wenn der Majestätsbrief und die freye Religionsübung ihnen sollte entzogen werden, so habe

er

er nicht bergen wollen, daß sich nicht finden werde, daß er irgend etwas dergleichen vorgehabt, oder auch andern gestattet habe; er sey vielmehr keines andern Willens gewesen, und noch nicht, als die Stände bey ihren Privilegien zu erhalten und zu schützen, und der es anders auslegte, der thäte ihm vor Gott und der Welt Unrecht. Weil er durch Leibesschwachheit und andere Geschäfte gehindert werde, selbst nach Böhmen zu kommen, werde er zu Vergleichung dieser Unruhe vornehme Personen verordnen. Indessen aber weil kein Feind, gegen welchen man eine Defension anstellen müßte, vorhanden sey, befehle er, daß die Stände ihr Kriegsvolk abschaffen, das Aufgeboth einstellen, und keiner der Einwohner gegen den andern etwas mit Worten und Werken vornehmen solle. Sobald das ständische Volk werde abgedankt seyn, wolle der Kaiser das Seinige, welches zu werben er durch die Bewaffnung der Stände sey veranlaßt worden, ebenfalls verabschieden. Sollte aber das Erstere gegen alles Verhoffen nicht geschehen, so müßte er als ihr ordentlicher vorgesetzter König und Herr, solche Mittel vor die Hand nehmen, durch welche seine Autorität erhalten werden möchte. Was nun hieraus für Unheil erwachsen würde, wolle

 er

er vor Gott und der Welt bezeuget haben, daß er dazu keine Ursache gegeben hätte."

Dieses Mandat sollte in dem ganzen Königreich publicirt werden; allein weil dadurch dem ohnehin schon wegen der neuen Abgaben und der Ungemächlichkeiten von Seite der geworbenen Militz etwas aufgebrachten Volk die Augen hätten können geöffnet werden, hielten es die Stände zurück, und ließen um so fleißiger durch die Prediger und andere Wege ihm die Gefahr der Religion und die Bedrückungen, die durch des Kaisers Wallonische und andere ausländische Truppen dem Königreich bevorstünden, einschärfen. In gedruckten fliegenden Blättern, sey es mit oder ohne Wissen der Stände, ward so gar dem Volk beygebracht, man sey eben im Begriff gewesen den nächsten Pfingstag mit den Protestanten zu Prag eben so zu verfahren, wie 1572 (in der Bartholomäusnacht) mit den Hugenotten zu Paris c).

Was fast allen Glauben übersteigt, ist, daß die Stände noch dazu die ersten waren, welche die

c) Man sehe z. B. die damals gedruckte fernere vertrauliche Communication.

die Feindseligkeiten im Felde anfingen. Von allen böhmischen Städten waren Budweiß, Krummau und Pilsen die einzigen, die, dem Kaiser getreu, sich in keiner Sache gegen ihn einlassen wollten. Um sich ihrer desto mehr zu versichern, gab dieser ihren Hauptleuten unter der Hand die Weisung, sich nebst der Bürgerschaft auch mit einigem geworbenem Volk zu verstärken. Nicht so bald war das Leztere geschehen, als Graf Thurn mit den ständischen Truppen vor Budweiß und Krummau erschien, mit dem Bedeuten, das fremde Kriegsvolk, welches sich gegen die Landesordnung dort aufhielt, wegzuschaffen, und sich ihm zu ergeben, indem er sonst Gewalt anwenden, und wie es die Budweißer aussagten, das Kind im Mutterleibe nicht verschonen werde. Krummau folgte, und entließ seine Garnison; allein Budweiß, weigerte sich, und suchte Hülfe bey dem Kaiser.

Man erkannte von Seite des Hofes deutlich genug, daß es von äusserster Wichtigkeit sey, festen Fuß in Böhmen zu behalten; besonders durch einen Ort, welchem die Gemeinschaft mit den übrigen österreichischen Ländern nicht leicht abzuschneiden war, und auf dessen Treue man um so eher zählen konnte, weil die Bürger insgesamt

der katholischen Religion zugethan waren. Der Kaiser sagte demnach ohne alle Schwierigkeit den gehoften Beystand zu; und Budweiß blieb wirklich, ungeachtet der vielen Angriffe von Seite der Stände, unbezwungen; ja es ward der Hauptwaffenplatz, von welchem aus die Kaiserlichen nicht nur das ganze Königreich beunruhigten, sondern auch hoffen konnten, einst wieder den Weg nach Prag zu finden.

Siebentes Kapitel.

Ferdinand wird als König von Ungarn gekrönt. Gefangennehmung Cardinal Clesels. Der Kaiser braucht Gewalt gegen die Böhmen.

Inzwischen da wiederholte Abmahnungs- und Bedrohungs-Schreiben, ja selbst die kriegerischen Anstalten von Seite des Hofes die böhmischen Stände in ihrem Widerspruchsgeist zu befestigen schienen, hatte der Kaiser wenigstens das Vergnügen, daß die seit dem März betriebene Königswahl in der Person Erzherzog Ferdinands (den 1. Jul.) glücklich von statten ging, und die Krönung desselben ganz ruhig, und mit vieler Pracht vollzogen ward, so wenig hatten die böhmischen Bewegungen bis daher auf die Gemüther der Ungarn gewirkt; hingegen erlebte er bald darauf einen Fall, der ihm eine um so empfindlichere Kränkung verursachte, da er nun niemanden mehr hatte, in dessen Schoos er sie aus-

i. Jahr 1618.

ausgießen konnte, nehmlich die Gefangennehmung und Hinwegführung seines einzigen Vertrauten, des Cardinal Clesel. Man wählte die Gelegenheit dazu, als er Ferdinanden und dem Erzherzog Maximilian einen Besuch zu erwiedern nach Hof kam, wo anstatt vorgelassen zu werden, ihm durch den Seyfried von Breuner in einem Nebenzimmer bedeutet ward: „das ganze Haus Oesterreich habe beschlossen, ihn wegen vieler Unthaten und geführten übeln Hofregiments dies Orts nicht länger zu gedulden, weswegen er seinen Cardinalshut und Mantel ab, den bereit gehaltenen schwarzen anzulegen, und mit ihm und den beyden gegenwärtigen Obristen Grafen Dampiere und Colato zu gehen habe.“ Nach einiger Widerrede ergab er sich in sein Schicksal, ward durch einen verdeckten Gang aus der Burg auf die sogenannte Bastey, und von dort in einem Wagen unter einer starken Begleitung durch Steyermark nach Tyrol gebracht.

Zur Entschuldigung führten sie bey dem Kaiser an, „daß es zur Wiederaufrichtung des kaiserlichen Ansehens geschehen, welches fast bey jedermann, wie die daraus erfolgten Ungelegenheiten an den Tag legten, gefallen und in Verach-

tung

kung gekommen sey, wozu Clesel durch seine übermüthigen Reden das Meiste beygetragen habe, indem er sich so gar unterstanden, an öffentlicher Tafel im Beyseyn von Churfürsten und Fürsten zu sagen: „er habe des Kaisers und der Kaiserinn Herz dergestalt in seiner Hand, daß sie ohne seinen Willen und Vorwissen auch das Geringste nicht thun oder schaffen dürften, weil ihm der Kaiser in der Beicht mittelst eines leiblichen Eides zugesaget, alle wider ihn eingebrachte Klagen ihm zu entdecken; oft habe er sich der Worte bedienet: Hier sitzt der Kaiser, oder: laßt sie laufen zum Kaiser oder der Kaiserinn, laßt sie klagen, laßt sie gehen, laßt sie begehren, es wird doch nichts, als was ich will."

„In dem Haus Oesterreich habe er zwischen der spanischen und deutschen Linie, imgleichen zwischen dieser und den Churfürsten und Fürsten im Reich Mißverstand und Uneinigkeit anzurichten, und in dem Geschäft der Succession, worauf das Heil des ganzen Hauses beruht, allerhand Hindernisse zu machen, sich unterstanden, die sie dem Kaiser auf Verlangen vor Augen legen wollten, den Erzherzog Maximilian von Prag abgerufen, den Türken zum unwiderbringlichen Schaden von

Un-

Ungarn zu viel eingeräumt, in dem lezten venetianischen Krieg (er entstand zwischen Ferdinanden und Venedig wegen der Uscochen zu Zeng) habe er öffentlich sagen dürfen: er wolle Ferdinanden mit diesem Krieg wie das Fieber den Menschen verzehren, der Kaiser sollte ihm keine Hilf thun, bis ihm das Wasser ins Maul ginge; dem venetianischen Gesandten habe er ein Originalschreiben Ferdinands, darin er dem Kaiser die Gewaltthätigkeiten, welche die Venetianer gegen seine und des Kaisers und des Reichs Lande verübten, zu Gemüth geführt, einhändigen lassen, mit dem Anhang, daß die Republik wegen einer Hilf von Seite des Kaisers nicht das Geringste zu besorgen habe; ja nicht einmal von der Succession werde gehandelt werden, als bis Ferdinand mit Venedig ganz verglichen sey."

„Mit des Kaisers Heimlichkeiten sey er dergestalt umgegangen, daß sich niemand, weder fürstliche noch andere Personen mehr fänden, die ihm mit Rath oder That beyzuspringen gedächten, oder einige Zuneigung blicken ließen; unter andern habe er Erzherzog Maximilians vor dritthalb Jahren überreichtes Bedenken über Religion und Succession hin und wieder ausgesprengt, und demselben

im

im Reich vielen Undank, Widerwillen und Mißtrauen verursacht. Ueberdieß habe er auch des Churfürsten von Mainz wohlgemeinte Schreiben den beyden Markgrafen von Anspach zukommen lassen mit Vermelden, das wären des alten Narren Einfälle, und was dergleichen schimpfliche Reden mehr seyen."

„Endlich hätte er die Justitz- Kriegs- und Geldsachen so liederlich verwaltet, und alles in eine solche Verwirung gesteckt, daß es nicht Wunder wäre, wenn alles zu Grund und unter und über sich gegangen wäre ꝛc."

„Der Kaiser sollte nur betrachten, wie man zu Verhütung des Hauses Oesterreich Untergang mit dem Kaiser Rudolph verfahren, mit welchem Clesel keineswegs zu vergleichen sey; und weil die Fortschickung desselben dem Kaiser zum Besten nothwendig habe vorgenommen werden müßen, so hofften sie, er werde sich nicht nur gerne zur Ruhe begeben, sondern es dahin richten, damit jedermann dafür hielt, die Sache rühre vielmehr von ihm, als den beyden Erzherzogen her." a)

Für

a) Cardinal Clesels Verbrechen, gedruckt im J. MDCXIII.

Für den Kaiser konnte nichts unerwarteter seyn als dieser Schlag, den ihm die Erzherzoge selbst, nachdem der Cardinal seit einer Stunde weggeführt war, berichteten. Das Staunen über eine seiner Hoheit und Gewalt so nahe tretende That, der damit verbundene Schmerz erstickten in ihm die Rede, so daß er anstatt zu antworten, das Bettuch, da er eben wegen des Podagra zu Bette lag, in den Mund nahm, und roth ward b). Die Kaiserinn drückte sich um so empfindlicher aus: „sie sehe sehr wohl, was man mit ihrem Gemahl vorhabe, daß derselbe zu lange lebe, und daß man seiner überdrüßig sey! Auch der Kaiser soll sich in der Folge, wie die Böhmen in öffentlichen Schriften vorgaben, haben verlauten lassen, seine Brüder und Vettern hätten ihn mehr beleidigt als die Böhmen. Aus Furcht schlimmerer Begebenheiten ahndete er jedoch nichts, ja befolgte nicht einmal den ihm gegebenen Rath, Ferdinands Vertraute, den Ulrich von Eggenberg und des Erzherzog Obristen Kämmerer von Stadion, ebenfalls so lange gefänglich anzuhalten, bis Clesel auf freyen Fuß gestellt sey. Der Cardinal von Dietrichstein und Fürst Karl von Lichtenstein trugen das Meiste bey, um ihn vollends zu beruhigen.

Sonst

b) KHEVENHILLER, Tom. IX. pag. 202.

Sonst meldet noch eine glaubwürdige Nachricht, Ferdinand habe nicht eher in dessen Hinwegführung eingewilliget, als bis er kein anderes Mittel mehr gesehen, ihm das Leben zu erhalten c). Erzherzog Maximilian muß demnach auf eine fast unglaubliche Weise gegen ihn aufgebracht gewesen seyn.

Was übrigens Cleseln selbst, dessen Vater ein Bäcker war, angeht, so wird man ihn gewiß nicht von der fast allen, aus einem niedrigen Stand, Emporgekommenen anklebenden Erbsünde des Uebermuths und der Unverträglichkeit lossprechen können. Der fast allgemeine Haß, den man auf ihn geworfen hatte, gibt eben auch nicht die günstigste Vermuthung für die erprobte Redlichkeit und Rechtschaffenheit seines Karakters, so wie die viermal hundert tausend baren Ducaten, die man in seiner Wohnung fand d), nicht minder mit der Dürftigkeit der Finanzen des Hofes abstechen,

c) Speculum Theopoliticum sive Virtutes Ferdinandi II. Cap. IX.

d) Dieses bezeuget ausdrücklich Philippus Caroli, Ferdinands Historiograph, in seinen meines Wissens noch nicht gedruckten lateinischen Annalen. L. I.

stechen, als sie eben so viel redende Beweise seines Eigennutzes sind.

Ob aber alle angeführten Thatsachen so strenge hätten können erwiesen werden, und was davon eigentlich auf seine Rechnung, oder jene seines Herrn, der mißtrauisch gegen seine eigene Verwandte, und dessen immer eingedenk war, was er vormals mit seinem Bruder Rudolph vorgenommen, müße geschrieben werden, ist schwer zu bestimmen. So viel ist gewiß, daß dessen nicht nur in Khevenhillers Annalen zerstreut vorkommende, sondern auch andere ungedruckte Aufsätze einen tiefdenkenden, viel umfassenden, und selbst für das Wohl des Hauses, dem er diente, eingenommenen Mann verrathen. Von Insbruck ward er auf Verlangen des Pabstes nach Rom gebracht, und dort, weil kein Kläger vorhanden war, für unschuldig erkannt. Ja in der Folge durfte er selbst nach Wien zurück kehren.

Sonderbar, daß obschon kaum ein Mann von den Protestanten je so sehr ist gehaßt worden, als Clesel, so lange er der Gunst seines Herrn genoß, er nach seinem Fall Freunde unter ihnen fand, ja daß die Böhmen, ob er gleich kein Böhm

war,

war, und nie in böhmischen Diensten gestanden, es unter andern Ferdinanden zum Hauptverbrechen anrechneten, daß er ihn gegen den Willen des Kaisers gefänglich anhalten lassen, als wenn er dadurch seinem Versprechen, bey Lebzeiten sich nicht in böhmische Angelegenheiten zu mischen, entgegen gehandelt hätte.

Diese Gesinnungen wurden nicht wenig dadurch bestärkt, daß nach Clesels Entfernung Dampierre, und bald darauf auch Boucquoi Befehl erhielten, in Böhmen einzurücken, und das Land feindlich zu behandeln. So unerwartet den Böhmen, die gewohnt waren, mit einer weit schwächeren Verfassung alles zu ertrotzen, was sie wollten, diese Entschlossenheit des Kaisers war, so sehr irrte man sich von kaiserlicher Seite, da man glaubte, an den Truppen der böhmischen Stände einen zusammengelaufenen ungeübten Haufen von Bauern zu finden. Boucquoi erfuhr vielmehr, daß anstatt in kurzer Zeit vor Prag zu erscheinen, wie er gewähnt hatte, er sich jeden etwas haltbaren Ort, jeden Paß mit dem Degen in der Faust eröffnen, und mit Blut erkaufen mußte. Noch dazu machten die Ausschweifungen der Ungarn und Wallonen, die er bey seinem Heere hatte,

seine Feinde äusserst erbittert, ja fast alle Einwohner des Landes, auch diejenigen, die zuvor gut kaiserlich gesinnt gewesen, ihm zu Feinden.

Wenn sich die Umstände auf beyden Seiten dadurch zu verschlimmern schienen, so zeigte sich doch die unerwartete Wirkung, daß beyde Theile wenigstens dem Aeusserlichen nach sich etwas näher zum Ziel legten. Die Böhmen suchten Hilf und Intercession bey Chursachsen, Pfalz und den schlesischen Ständen; ja sie bathen sogar den Erzherzog Ferdinand und Maximilian um Fürsprache, den Kaiser selbst aber um einen Stillstand und gütliche Unterhandlungen, indem sie ihm, wenn sie nur wegen der Religion und der dazu gehörigen Privilegien gesichert seyn könnten, allen Gehorsam erzeigen wollten. Dagegen verlangte dieser, wenn sie seine getreuen Unterthanen seyn wollten, möchten sie von ihrem Regiment abstehen, das Kriegsvolk beurlauben, sich zur Ruhe begeben, und seinen Edicten Folge leisten; dann werde er gewisse Personen ernennen, welche die Sachen vergleichen sollten, auch werde er sich auf Ferdinands und der Churfürsten Intercession also verhalten, daß seine Güte und Mildigkeit der ganzen Welt bekannt werde. Solche Forderungen in

der That selbst zu erfüllen, waren die Böhmen um so weniger geneigt, da indessen auch die Schlesier, auf deren Beständigkeit und Treue der Hof noch immer gerechnet hatte, förmlich auf ihre Seite traten, und zu einer gewissen Hilfsleistung sich anheischig machten; ja was noch mehr ist, ihnen von einem Ort her Unterstützung kam, an welchen sie gewiß nicht gedacht hatten.

Achtes Kapitel.

Ankunft des Grafen Ernst von Manßfeld in Böhmen. Heimliche Theilnehmung der Häupter der Union an den böhmischen Unruhen. Weitaussehende Projecte derselben. Fruchtloser Versuch einer Vermittlung. Tod des Kaisers.

In diesen Umständen erschien Peter Ernst von Manßfeld mit 3000 Mann deutscher Truppen in Böhmen dem Königreich zum Beystand. Als wäre er aus den Wolken gekommen, so unerwartet war dieser Auftritt. Er war ein Sohn des Grafen Ernst von Manßfeld, der eine Zeit lang die spanischen Truppen in den Niederlanden nicht ohne Ruhm commandirt hatte. Man weis nicht, war er ausser der Ehe oder bloß aus einer ungleichen Ehe gebohren. Ohne Glücksgüter, nur mit einem großen Muth und unternehmenden Geist ausgerüstet, ward er ein Muster, um zu se-

hen,

hen, was ein einziger Mensch bey günstigen Umständen für Einfluß auf sein Zeitalter haben kann. Seine kriegerische Laufbahn trat er im Dienst des Erzherzog Leopold bey dessen Unternehmung auf das Jülichische an, ward gefangen, kaufte sich selbst los; diente ihm wieder in dem Elsaß, als die Unirten in dasselbe einrückten; ging aber zu diesen über, theils aus Neigung zur protestantischen Religion, theils weil ihm der Erzherzog keinen Ersatz für seinen gehabten Schaden und Aufwand machen wollte. Und von nun an ward er ein eben so eifriger Gegner des österreichischen Hauses, als sein Vater ein treuer Diener desselben gewesen. Da der elsaßische Krieg sich so bald endigte, suchte sein kriegerisches Genie sich Nahrung bey andern Gelegenheiten, wovon die erwünschteste war, da der in einen Krieg mit Spanien verwickelte Herzog Karl von Savoyen die unirten Fürsten um Beystand ersuchte. Diese schickten ihm Manßfelden mit einigen tausend Mann, jedoch auf Rechnung des Herzogs selbst. Nach erfolgter Pacification begab sich Manßfeld zurück, mit dem geheimen Auftrag, in Deutschland bis 4000 Mann, indem der Herzog den Spaniern noch nicht gänzlich traute, für ihn bereit zu halten. Eben brachen die böhmischen Unruhen

aus, als Manßfeld seine Werbung anfing. Und gegen alle Erwartung ließ der Herzog den Häuptern der Union das Erbiethen machen, diese Mannschaft zu gebrauchen, wie es ihnen gut däuchte, sey es aus Dankbarkeit, oder damit sein Vorhaben um so weniger entdeckt würde, oder um andere Vortheile von Seite der Union dadurch zu erhalten. Wenigstens mußte ihm Manßfeld bereits ungemein hohe Begriffe von den bevorstehenden wichtigen Veränderungen in Deutschland und den großen Aussichten, der Macht und dem Einfluß der Union beygebracht haben.

Nichts konnte überraschender und zugleich erfreulicher für die Häupter der Union seyn, als die Böhmen, deren Sache sie gleich vom Anfang als die Ihrige betrachteten, ohne eigene Kosten unterstützen zu können. Manßfeld bekam nicht nur allein Befehle, seine Leute unter dem Vorwand einer von den Böhmen erhaltenen Bestallung, denn von dem Herzog wußte niemand etwas, sogleich in das Königreich zu führen, sondern man verfiel auch auf andere Projecte, um den guten Willen des Herzogs und der mit ihm in Verbindung stehenden, dem Hause Oesterreich nicht minder abgeneigten Republik Venedig zu benutzen.

Die Union immer reich an Rathschlägen, dagegen arm an dem Nerven des Kriegs und großer Unternehmungen, glaubte hier ihren Mann gefunden zu haben, der durch große Versprechen geblendet, und das geldreiche Venedig unterstützt, ihr auf einige Jahre fünfzehn tausend Mann aus seinem Seckel ernähren könnte. Diese Zahl hielt man nebst den eigenen Truppen der Union für hinreichend mit der ganzen innern Verfassung von Deutschland, ja mit der Krone Böhmen und dem Kaiserthum selbst nach Belieben schalten zu können. Jene sollte Churpfalz davon tragen, dieses aber die Belohnung des Herzogs seyn.

„Der Churfürst (erklärte man) sey zwar die böhmische Krone anzunehmen, theils aus Staatsgründen, theils wegen seiner sittsamen und genüglichen Gemüthsart wenig geneigt, dagegen wünschten es die Böhmen äusserst, und in Ansehung Ferdinands seyen die Schwierigkeiten augenscheinlich. Sollte nun der Churfürst durch den Beystand des Herzogs zum Königreich gelangen, so würde er ohne Zweifel ihn als seinen Wohlthäter erkennen, und alsdann auch die Mittel besitzen, seine Dankbarkeit durch die That selbst zu bezeugen, da ihm zwey Churfürsten-Stimmen zu

Geboth stünden, denen er sehr leicht jene des ganz von ihm abhangenden Churfürsten von Brandenburg, so wie auch eine von den geistlichen Churfürsten, besonders des von Trier mittelst des Königs von England und der Holländer beyfügen könnte.“ Manßfeld war dazu ausersehen, sobald nichts mehr im Feld vorzunehmen seyn würde, nebst dem Baron von Dohna eine Reise zu dem Herzog zu machen, und alles in Richtigkeit zu bringen. Merkwürdig ist dabey, daß die für ihn aufgesetzte Instruction den 13. Aug. (nach dem neuen Kalender den 2.) 1618. ausgefertiget ist a), also nicht einmal drey volle Monate nach dem Anfang der böhmischen Unruhen, und sieben vor dem Tod des Kaisers, zu einer Zeit, wo man sich an dessen Hof vielleicht nicht träumen ließ, daß die Böhmen solche Gedanken hegten, oder in einer so nahen Verbindung mit der Union stünden, besonders da diese von aussen eine ungemein bescheidene und friedfertige Miene annahm.

Bald nach der Entstehung der Bewegungen in Böhmen hatte sie zwar durch die eigenmächtig unternommene gewaltsame Schleifung des von dem Bischof von Speyer angefangenen Festungsbau von

a) Der unirten Protestanten Archiv im Anhang, p. 277.

von Udenheim, nachmaligem Philippsburg, den Katholischen nicht die beste Meynung von ihren nachbarlichen und friedlichen Gesinnungen beygebracht, aber jetzt ward auf einer Versammlung zu Rothenburg beschlossen, „den Kaiser in einem Schreiben zu ersuchen, daß er gütliche Handlung befördern, und das Kriegsvolk abschaffen möge, damit nicht bey den Böhmen und ihren Conföderirten, ja bey allen Ständen des Reichs der Argwohn erregt werde, als wenn diejenigen, die ohne Wissen des Kaisers Anlaß zu dieser Unruhe gegeben, vorhätten, die protestantische Religion an allen Orten im römischen Reich auszurotten.“

So wenig die wirklichen Gesinnungen der Häupter der Union mit dem angerathenen Frieden sich zusammen reimen ließen, in so großes Erstaunen würden die übrigen Glieder derselben, besonders die Städte gerathen seyn, wenn sie gewußt hätten, daß man bereits in ihrem Namen über die böhmische Krone und das Kaiserthum disponirte, ja gar das Weltmeer mit dem Adriatischen zu vereinigen vorhätte b). Allein dieses blieb zur Zeit noch das größte Geheimniß für sie; nur konnte es auch schwächeren Augen nicht entgehen, daß von

b) Ibid. pag. 272.

von nun an das Hauptbestreben der Vorgesetzten der Union dahin ging, ihren Lieblingssatz, auf welchen alle künftige Operationen sollten gebaut werden, daß nehmlich die böhmische Religions- und Freyheitssache jene aller Protestanten, besonders der Deutschen sey, so viel möglich zu verbreiten, und auf das tiefste in die Gemüther zu prägen, als wenn nach der Unterjochung von Böhmen die Reihe auch sie treffen werde, und das ganze protestantische Deutschland mit Böhmen entweder fallen oder siegen und allein herrschen werde.

Sogar in einem Schreiben an Chursachsen ließen sie diese Gesinnungen nicht undeutlich merken; weit klärer aber in einem an den niedersächsischen Kreis c), woraus der Schluß gezogen ward, „daß die niedersächsischen Stände keine gegen die Böhmen gerichtete Werbungen und Musterplätze gestatten, sondern vielmehr bedacht seyn sollten, wie auf alle Fälle eine Gegenverfassung und ein sogenanntes Defensionsmittel anzustellen sey, auch andere evangelische Churfürsten und Stände zu gleichen Gesinnungen gebracht werden möchten.“

Im

c) Theat. Europ. Tom. I. pag. 69.

Im Felde trug sich indessen nichts von Wichtigkeit zu, als die von Manßfelden noch vor seiner Abreise nach Savoyen unternommene Belagerung und Einnahme der Stadt Pilsen, nach Prag der beträchtlichsten in Böhmen, der Treue nach gegen ihren Landesherrn von der Hussiten Zeiten her unstreitig der Ersten. Der an sich schon für den Kaiser große Verlust ward dadurch unübersehbar, daß Manßfeld nun festen Sitz in Böhmen bekam, sich verstärkte, und da er in der Folge weder von Savoyen, noch von den böhmischen Ständen oder der Union einigen, oder doch nur höchst sparsamen Sold bekam, sich durch die Brandschatzung und Aussaugung der umliegenden Gegend erhalten, ja gar den fast geendigten Krieg wieder aufleben machen konnte.

Das Uebrige bestand in wechselweisen Verheerungen und wenig bedeutenden Scharmützeln. Die Böhmen, sey es um ihnen ein Ende zu machen, oder um so weniger vor den Augen der Welt schuldig zu erscheinen, und zugleich Zeit zu gewinnen, schrieben dem Kaiser aufs neue, rechtfertigten sich wegen der Belagerung von Pilsen, und ersuchten ihn sein Kriegsvolk aus dem Königreich abzufordern, dagegen aber mit der von ihm selbst er-

wähn-

wähnten Vermittlung und gütlichen Beylegung der Sache den Anfang zu machen. Der Kaiser an sich schon äusserst begierig nach Frieden, und durch diesen Schritt mit neuer Hoffnung belebet, entschuldigte sich wegen Verzögerung der Leztern, „indem es nicht an ihm, sondern den dazu ausersehenen Mittlern selbst gelegen; er habe schon lange die Churfürsten von der Pfalz, Sachsen, auch Mainz und den Herzog von Baiern darum gebethen, allein deren einige hätten diese sogenannte Interposition auf sich zu nehmen Bedenken getragen (Baiern und Mainz um den Katholischen nichts vergeben zu müßen,) andere hätten sich entschuldigt, persönlich dabey zu erscheinen, welches zu einem Aufschub Anlaß gegeben. Weil die Stände hauptsächlich den Abzug des kaiserlichen Kriegsvolkes begehret, habe er dem Churfürsten von Sachsen den Auftrag gemacht, einen Waffenstillstand nach Belieben zu schließen, und wolle auch im Werk erweisen, daß ihm sehr ungütlich geschehe, wenn man ihm beymesse, er suche die Stände ihrer Privilegien zu berauben.“

Daß es keine bloße Vorspieglung von Seite des Kaisers war, konnten die Stände daraus schließen, daß der Churfürst von Sachsen, der sich

vor

vor allen übrigen die Sache angelegen seyn ließ, nun sogleich den von Grünthal nach Prag schickte, um mit den Directoren über die Art der Vermittlung alles in Ordnung bringen. „Der Kaiser habe bereits einen Waffenstillstand auf zwey Monate bewilliget, werde auch leicht noch einen Monat zugestehen, und sich sonst vieles gefallen lassen, weil er selbst die Hände zu dem Frieden biethe.“

Allein die Böhmen, denen es indessen gelungen, die kaiserlichen Truppen ohnehin meistens aus ihrem Lande zu verdrängen, und selbst einen Einfall in Oesterreich zu thun, ließen den von Grünthal zehn Wochen lang auf eine Antwort warten, weil sie ihrem Vorgeben nach nichts beschließen könnten, ohne erst die Meynung ihrer Conföderirten darüber zu vernehmen. In der That selbst aber, weil sie nun ihrer Uebermacht gleichsam gesichert, in jeder Unterhandlung nichts als ihnen gelegte Schlingen zu sehen glaubten, in welchen Gesinnungen sie unter andern von den im ähnlichen Falle ehemals begriffenen, und nun von ihnen zum Muster ausersehenen Holländern besonders bestärkt wurden, die ihnen auf das Kräftigste riethen, ihr Heil bloß in den Waffen zu suchen, und sich durch keine Vermittlung oder Friedens-

vorschläge einschläfern, und von ihrer bisherigen Denkart abbringen zu lassen. Eben das schärfte ihnen Graf Thurn ohne Unterlaß ein, der vielleicht schon einen Wilhelm von Oranien im Kopf hatte, und selbst die von den Böhmen als für die besten Freunde gehaltenen Vorgesetzten der Union stimmten mit ein.

Um jedoch nicht geradezu durch Ausschlagung aller Vermittlung sich selbst zu widersprechen, oder was noch mehr zu befürchten war, die Mittler gegen sich aufzubringen, wurden Bedingungen wegen des Waffenstillstandes an Chursachsen geschickt, die nothwendig die größten Schwierigkeiten in den Weg legen mußten, z. B. daß man ihnen hinlängliche Sicherheit für ihre Schadloshaltung verschaffen müße, wenn Boucquoi und Dampierre als Ausländer und in Deutschland nicht angesessen den Stillstand nicht halten würden, daß die kaiserlichen Völker sich nicht weiter ausdehnen, sondern sich mit ihren jetzigen ohnehin schon ganz erschöpften Quartieren begnügen sollten rc. Der Churfürst um solchen delicaten Fragen auszuweichen und das Werk nicht zu verzögern, setzte gegen alle Erwartung der Böhmen den Interpositionstag an, nach Eger und zwar auf den 14ten

April

April (den 3. N. C.) auf welchem zugleich die Bedingnisse wegen des Waffenstillstandes sollten verglichen werden. Größere Rüstungen von Seite der Böhmen, als sie vorher unternommen hatten, waren die Folgen davon, und zugleich die Vorbothen des Abganges der Zusammenkunft, wenn sie je zu Stande kommen sollte, welches schon wegen des dazwischen gekommenen Todes des Kaisers unterblieb. i. Jahr 1619. den 10. März.

Matthias hatte das Schicksal mit mehreren Fürsten gemein, daß er würdiger schien zu regieren, ehe er zur Regierung gelangte, als nachdem solches geschehen. Man hatte an ihm seit seiner Jugend weit mehr Thätigkeit, Entschlossenheit und Theilnehmung an Geschäften wahrgenommen, als bey seinem Bruder Rudolph, welche Eigenschaften durch den so auffallenden Kontrast vielleicht noch mehr erhöhet wurden. Allein er erfuhr nur zu bald, wie leicht sich oft Fehler entdecken, wie schwer dagegen sie sich verbessern lassen. Ihm stand noch besonders im Weg, daß die protestantische Parthey seiner Erbunterthanen, durch deren Unterstützung er hauptsächlich seine Absichten gegen seinen Bruder durchgesetzet, es als Unbild ansah, nicht alles erhalten zu haben, was sie sich ver-

sprochen, und daher auch geringere Verweigerungen, wodurch sie in ihren Rechten gekränkt zu seyn glaubte, weit höher empfand, als wenn sie von einem andern ihr durch nichts verbindlichen Regenten herrührten, da auf der andern Seite die Katholischen, er mochte thun, was er wollte, zu viele Schonung und Nachgiebigkeit in ihm wahrzunehmen glaubten. Die bey dem Antritt seiner Regierung sich bereits zeigende Zerrüttung der Gesundheit nebst seiner Kinderlosigkeit war eben auch wenig gemacht, sein Ansehen zu befestigen, indem in solchem Fall die Menschen jederzeit ihre Hoffnungen und Begierden, und den damit verbundenen Wirkungskreis mehr dem künftigen als gegenwärtigen Zustande anpassen, und ein Monarch wie Matthias zulezt selbst in eine sorgenvolle Ungewißheit geräth. Seine ihm sehr zugethane Gemahlinn war kurz zuvor (den 14. Dec. 1618.) in die Ewigkeit gegangen, und sein Bruder Erzherzog Maximilian, der den 2. Nov. 1618 starb, erlebte eben so wenig die Hauptentwickelung der böhmischen Unruhen, die ihm so sehr am Herzen lag.

Neuntes Kapitel.

Zustand der deutschen Nation in Ansehung ihrer Staatsverfassung und Macht. Einrichtung des Kriegswesens.

Da jetzt durch den langwierigen Krieg fast alles aus seinen Angeln gehoben ward, und eine ganz neue Schöpfung mit der Nation vorging, so wird es nicht undienlich seyn, wenigstens einen Blick auf ihren damaligen Zustand zu werfen. Es konnte wohl nicht leicht unbemerkt bleiben, daß in dem Innern derselben sich alles zu einer großen Revolution neigte. Es war auch aus der Art, wie sich beyde Hauptpartheyen, in welche das deutsche Reich getheilt war, dabey betrugen, leicht abzunehmen, welche sich den meisten Vortheil davon versprach. Es ist daher um so weniger verzeihlich, was der sonst scharfsichtige Abt Mably hierüber vorbringt: „Der Wiener Hof als katholisch aus Religionsgrundsätzen und Politik habe die deutschen Unruhen als günstig für

den von Karln V. entworfenen, und von ihm noch nicht aufgegebenen Vergrößerungsplan angesehen. Er habe geglaubt, um das Reich in die Dienstbarkeit zu bringen, müße man die Fürsten zu Grunde richten, indem man einen gegen den andern bewaffne. Er habe sich geschmeichelt, daß mitten im bürgerlichen Kriege der Sieg den Gesetzen das Stillschweigen gebiethen werde, und daß er endlich dahin gelangen könne, Deutschland willkührlich zu beherrschen, wenn er den unbedachtsamen Eifer der Katholischen benützte, um auf dem Untergang der Religionsneuerer seine Größe zu bauen." a).

Beyde Theile schlossen ihre Bündnisse, beyde bewaffneten sich, ohne den kaiserlichen Hof im Geringsten zu fragen, der wohl nicht ohne einen hohen Grad von Unwissenheit glauben konnte, daß dadurch sein Ansehen befördert werde. Was die Häupter der Union für weit aussehende nicht bloß auf die Verminderung des kaiserlichen Einflußes auf das Reich, sondern die gänzliche Vertilgung der österreichischen Macht abzielende Projecte gehabt, haben wir zum Theil schon gesehen.

Rech-

a) *Le droit public de l'Europe fondé sur les Traités*, par M. l'Abbé de MABLY. T. I. Ch. I.

Rechnet man die große Gefahr dazu, in welcher die österreichischen Regenten in Ansehung der Türken und ihrer eigenen Unterthanen geschwebet, so müßte es wohl wunderbar zugegangen seyn, wenn sie zu gleicher Zeit an einer unumschränkten Herrschaft in Deutschland gearbeit, oder nur daran gedacht hätten. Selbst Ausländer, die sich nur ein wenig in Deutschland umsahen, glaubten bereits den gänzlichen Untergang des österreichischen Hauses vorsagen zu können b).

Wenn es auch zur Absicht der Ligue gehörte, zur Erhaltung der kaiserlichen sowohl als österreichischen Macht in so fern mit zu wirken, als beyde von dem Wohl der katholischen Parthey unzertrennlich schienen, so hatte sie doch das Nachtheilige

b) Sed ne his quidem ſtabit malum. In exitium domus auſtriacæ & everſionem priſcæ fidei conſpirabitur. Et hac quoque levitate (dem Betragen Kaiser Rudolphs gegen die Böhmen) immane quantum auſtriacorum dignitati deceſſit; cujus faſtigium declinat, ſi eripi domui ſuæ majeſtatem Imperatorum patiuntur. Et tamen res eo ſpectant, nec tam audacia principia finem niſi in ultima ruina ponent, quod tamen velim fruſtra augurer. DANIEL EREMITA Iter Germanicum.

lige für das kaiserliche Ansehen mit allen derley Bündnißen gemein, daß ihre Glieder allemal eher auf ihr unmittelbares von ihnen selbst gewähltes Haupt als das Entfernte des Reichs Rücksicht nahmen, und in Collisionsfällen zwischen beyden sich gewiß allemal lieber an das Erstere würden angeschlossen haben. Bey der jetzigen Religionstrennung, wodurch fast alle politische Gesinnungen gelenkt wurden, war noch der besondere Umstand, daß ein Kaiser, wenn er auch seinen eigenen Religionsgenoßen im Grund weit geneigter war, wenigstens von aussen die Miene der Unpartheylichkeit annehmen, und sich hüten mußte, die Beschwerden eines wie des andern Theils für gänzlich gegründet zu erkennen. Da hingegen ein von der Ligue selbst aufgestelltes Oberhaupt keine Gesinnungen als die Ihrigen, und nur ein Interesse mit ihr hatte, so daß sie sich ganz in dessen Arme werfen konnte. Der kaiserliche Hof war daher auch nie im Stande, ihre Wünsche ganz zu befriedigen, so wie sie selbst auch seit ihrer Entstehung bis auf ihre Erlöschung nie für diesen eine besonders angenehme Erscheinung war.

Folgen wir den sichersten Thatsachen, so hatte der kaiserliche Hof während dieser ganzen Zeit wohl

keine

keine größere Angelegenheit, als Subsidien aus Deutschland zu ziehen, um sich der damals gewiß furchtbaren Nachbarschaft der Türken zu entledigen. So lange diese von Canissa, Ofen oder Gran aus in einigen Tagen vor Wien erscheinen konnten, war ihm ein solcher Wunsch wohl nicht übel zu nehmen. Eben diese Subsidien fanden aber kein größeres Hinderniß, als die Beschwerden beyder Theile gegen einander, besonders jene der Protestanten, die sich nicht einmal in Unterhandlungen über einen Geldbeytrag einlassen wollten, ehe die Ihrigen gehoben wären. Gewiß würde der Hof alles beygetragen haben, wenn ein Mittel dazu übrig gewesen wäre, ohne den andern Theil, und noch dazu den ihm ganz ergebenen auf das Höchste zu beleidigen. Die einzige Politik, die dabey mit untergelaufen, mag wohl die seyn, daß man die Türkenkriege nicht gar ungern gesehen, theils weil man sich noch immer Hoffnung machte, durch den Beystand des deutschen Reichs Ungarn wieder zu erobern, theils aus einer ähnlichen Ursache, aus welcher Richelieu und Mazarin in der Folge die französische Nation gern in auswärtige Kriege verwickelt gesehen, um durch eine solche Beschäftigung von aussen die Ruhe in dem Inneren der kaiserlichen Erbländer desto sicherer zu erhalten.

Gleichwie ich übrigens schon bemerkt habe, daß die jetzige Religionsbeschaffenheit wenigstens in so weit dem Kaiser vortheilhaft war, daß er ganz sicher eine mächtige, und was die Mehrheit der Stimmen angeht, noch dazu die ansehnlichere Parthey auf seiner Seite hatte, so ist sonderbar, daß wenn auch mehrere protestantische Fürsten sich bestrebten, das kaiserliche Ansehen so weit herabzusetzen, als sie konnten; die Schriftsteller dagegen von einer wie der andern Religion sich ganz anders betrugen. Von dem Geist des römischen Civilrechts durchdrungen und genährt, stellten sie nicht nur allein Grundsätze auf, die der Gewalt der Kaiser ungemein günstig waren, sondern sie gaben sich auch ungeheißen die äusserste Mühe, eben diese Gewalt nicht verringern zu lassen, gleichsam als würde dadurch die Nationalehre, und selbst das Gewicht und Ansehen des deutschen Reiches herabgesetzt. Sogar die Bibel und die daraus geschöpfte Idee von den vier Monarchien mußte in diesem Stücke dem justinianischen Recht zu Hülfe kommen, indem man fest glaubte, das römische Reich werde unter der vierten verstanden, und daher auch durchaus behauptete, daß Deutschland ein monarchischer Staat sey, und dem Kaiser die Majestätsrechte zukommen.

Eini=

Einige Ausländer, besonders Bodin, der sich bloß durch Thatsachen, wie er sie vor sich liegen hatte, das Bild der deutschen Staatsverfassung entwarf, nannte sie geradehin eine Aristocratische. Man zog aber auch von allen Seiten gegen ihn zu Felde, und selbst der berüchtigte Hippolithus a Lapide, der dem Kaiser die Majestätsrechte ebenfalls versagte, gestehet, daß er die gemeine Meynung der deutschen Publicisten gegen sich habe; ja er bekennt selbst, daß er wisse, in was für ein Wespennest er steche, und daß man ihn vielleicht gar der Ketzerey, des Gottesraubes und der Empörung beschuldigen werde" c). Indessen war doch den Fürsten ungeachtet aller Schulsysteme tief eingepräget, daß ihre Einwilligung zu den wichtigsten Reichsangelegenheiten nöthig sey, und selbst die Wahlcapitulationen, obschon sie hie und da noch einige Lücken übrig ließen, hatten doch bereits so viele Einschränkungen der willkührlichen Macht an die Seite gesetzt, daß auch die hitzigsten

c) Communem opinionem contra nos ſtare libenter quidem fatemur. De Ratione ſtatus in Imper. Germanico. P. I. C. XVIII. p. 315. Novimus quidem Crabrones nos irritaturos ſi aliter ſentiamus & tantum non hæreſeos, ſacrilegii ac perduellionis reos fore. Ibid. P. I. C. III. pag. 38.

Verfechter des kaiserlichen Ansehens nicht wagten, Deutschland eine bloße lautere, sondern nur eine durch Aristocratie gemäßigte Monarchie zu nennen.

Zwischen Fürsten und ihren Landständen walteten fast die nehmlichen Gährungen ob. Die mit fremden Grundsätzen erfüllten, und so zu sagen auf fremdem Boden erzogenen Rechtslehrer begünstigten die landesherrliche Macht; und die Landstände auf alte Verträge und Gewohnheiten sich steifend, suchten in manchen Ländern wenigstens die Trümmer ihres vorigen Ansehens zu retten, in andern durch Mißtrauen auf ihre Landesherren und günstig scheinende Umstände gereizt, sich selbst über sie zu erheben. Böhmen und Oesterreich stellten jetzt Grundsätze auf, die auch zu den rohesten Zeiten des Feudalsystems den Landesherren würden unerträglich gewesen seyn.

Das Schlimmste, was einem Reich, wie das Deutsche, begegnen konnte, war unstreitig, daß fast alle Hoffnung verschwunden war, einen gemeinsamen Reichstagsschluß zu Stande zu bringen. Da die Protestanten nicht mehr an die Mehrheit der Stimmen wollten gebunden seyn,

ja sich weigerten in irgend eine Berathschlagung mit einzugehen, ehe ihre Beschwerden gehoben wären, die Katholischen aber von der alten Gewohnheit nicht weichen wollten, die protestantischen Beschwerden für nichtig und ungegründet hielten, auch die Inhaber der Bisthümer, die nicht ihrer Religion waren, nicht für Reichsstände wollten gelten lassen; da endlich der zwar von beyden Seiten angenommene, aber in einigen Hauptpuncten auf eine ganz widersprechende Weise ausgelegte Religionsfrieden, anstatt ein gemeinsames Band der Einigkeit abzugeben, vielmehr Stoff zu den größten Feindseligkeiten darboth, so läßt sich menschlicher Weise gar nicht vorher bestimmen, was endlich die Sache für einen Ausgang genommen hätte, und ob man nicht in Deutschland selbst das Schwert gegen einander gezückt hätte, wenn solches nicht bald wegen der Theilnahme an einer fremden Angelegenheit geschehen wäre.

Nichts läßt sich bey solchen Umständen leichter errathen, als daß das Ansehen des Reichs von aussen nicht nur allein nichts gewinnen, sondern in mancher Rücksicht verlieren mußte. Franzosen und Italiener stellten es noch immer wegen

des

des so verwickelten und oft ganz gehemmten Ganges der öffentlichen Berathschlagungen als das Muster eines verderbten Staates auf d). Trajan Boccalini, ein Italiener, der von den politischen Verhältnißen und der Macht der damaligen europäischen Nationen mit vieler Einsicht handelt, und jede auf die politische Wagschale leget e), ver-

d) L'Estat de l'Allemagne est maintenant fort perverti, de sorte, que si l'Empereur publie une diette, les Princes n'y veulent pas venir, & y mandent leur Agens, ausquels ils ne donnent authorité de resoudre aucune chose, s'ils ne sont premierement advertis de ce dont on veut traiter, & pour ceste cause on expedie fort peu d'Affaires. *Les Etats, Empires & Principautes du monde.* A Cologne M. DC. XI. pag. 682. Diese Passage ist wörtlich dem Verfasser des Thesoro politico, COMIN VENTURA. Francfort M. DC. X. nachgeschrieben, der die von mir in dem ersten Theil der neuern Geschichte angeführte ungedruckte Relation des Soriano vor Augen gehabt.

e) Er legt zum Beyspiel der Krone Frankreich ein Gewicht von 25 Millionen Pfund bey, der Krone Spanien für sich 20 Millionen. Als die Spanier seinem Vorgeben nach um das Gewicht voll zu machen, Neapel und Mayland auf die Schale legten, habe es anstatt an Schwere zuzunehmen, vielmehr um anderthalb Millio-

versagt nicht nur allein dem deutschen Reich alles Gewicht auf derselben, sondern behauptet noch, es sey durch verschiedene Krankheiten und ein langwieriges Fieber in die Abzehrung gefallen, so daß nichts als Haut und Bein an ihm sey; doch habe es äusserlich noch ein feines starkes Ansehen, und gute Leute strichen es dazu, damit man seine innerliche Gebrechlichkeiten nicht erkenne, mit den alten majestätischen Titeln und kaiserlichen Namen noch ganz zierlich an.

Da die meisten Ausländer die Schuld der damaligen Beschaffenheit von Deutschland auf die Unthätigkeit und Schwäche der Kaiser, besonders auf jene Rudolphs II. schoben, macht eben dieser Schriftsteller dagegen folgende Bemerkung: „man sollte vielmehr betrachten, wie wenig Ansehen die jetzi-

Millionen zurückgeschlagen; „weil diese Länder zu weit entlegen, und fremder Herrschaft mit gar zu großem Unwillen unterthan seyen, desgleichen möchten auch die Indien nichts thun, weil es keine Leute darin habe; dann allein die Menge und guter Will der Unterthanen, der Länder Fruchtbarkeit, und daß sie fein beysammen liegen, das sey die rechte Schwere, die eine Wage schnellen machen.“ Relationes aus Parnasso. 2. Th. N. 13. p. m. 20.

jetzigen Kaiser in Deutschland hätten; es sey nicht nur allein eine unfreundliche, sondern unbillige Sache, wenn man einem, dem die Hände auf den Rücken gebunden wären, wollte zumuthen, große Heldenthaten auszurichten. Dazu gäbe es in den Regimenten, die durch Wahl bestellt würden, wie das deutsche Kaiserthum, gemeiniglich Gelegenheit, daß die Unterthanen mehr Gewalt haben wollten, als sie der erwählten Herrschaft geben. Man soll sich dabey an die Unvermögenheit der österreichischen Regenten in ihren eigenen Landen erinnern, weil durch die jetzigen Religionstrennungen die Herzen und Gemüther ihrer Unterthanen meistentheils von ihnen entfremdet seyen, daran gleichwohl so viel gelegen, daß man ein Land für mehr dann halb verloren halten müße, so hätte ja der Kaiser bey dem größten Theil seiner eigenen Unterthanen keinen Gehorsam mehr." f)

Der scharfsinnige Barclai sieht gar das deutsche Reich als in Ziegen liegend an, „weil Fürsten und Städte alles an sich gebracht hätten; daher es käme, daß jenes Land, welches von einem Geist beseelt, und von einem einzigen regiert, dem ganzen übrigen Europa gewachsen wären,

jetzt

f) Ibid. N. 29. pag. 50.

jetzt nicht einmal ein Stück Feldes oder eine Stadt seinem eigenen Kaiser anweisen könne. Fürsten und Städte litten keine Besatzungen von ihm, und er finde nicht einmal eine Stadt, wo er mit Erlaubniß der Bürger seine Wohnung aufschlagen dürfe. Durch diesen süßen und gemeinen Irrthum hätten sie die Majestät ihres eigenen Vaterlandes entwaffnet" g). Man sieht wohl, daß das nach der Beylegung der innerlichen Kriege an Macht und Wohlstand unter Heinrich IV. ungemein

g) Sed quod *expiranti imperio* malorum summum fuit, imitatæ procerum morem plurimæ urbes se quoque velut in singulares respublicas collegerunt. — Sic illa Regio, quæ sub uno spiritu, uno quoque Autore par toti Europæ esse possit, — jam vix agrum urbemve inveniat, quam suo Imperatori pleno jure cum imperio tradat. Neque enim aut respublicæ aut dynastæ in suis arcibus Imperatoris præsidia regnare patiantur: neque inveniat tam augusta appellatione dignatus in tot oppidis, ubi cum Civium venia habitet. *Hoc dulci publicoque errore suæ patriæ Majestatem exarmarunt.* ICON ANIMORUM. Francof. M. D. LXVIII. C. V. p. 61. Von England sagt er: Nulla hodie certior Regni salus, quam quod eorum Ducum & Comitum potentia stirpesque depressæ Regni nervos in unum contulerunt. Ibid. pag. 60.

gemein zunehmende Frankreich die Augen aller Politiker auf sich geheftet, und ihr Ideal eines glücklichen Staates ausgemacht habe. Von Frankreich und England sagt der nehmliche Barclai: „ihr Heyl sey durch nichts mehr gesichert, als daß durch die Herabsetzung der alten Herzoge und Grafen die Kräfte und Nerven des Königreichs in eine einzige Hand gekommen seyen."

Daß aber dem ungeachtet Deutschland an innerer Stärke wenigstens so viel besaß, daß sich ein Ausländer nicht leicht dürfte beykommen lassen, es entweder ganz oder nur zum Theil unterjochen zu wollen, erkannte man doch selbst auch im Ausland h). Die vielen kriegerischen Schwärme, die ohne Unterlaß aus Deutschland auszogen, um sich in der Fremde für Geld und gute Worte jedem zu gefallen herum zu schlagen, fielen den Ausländern am meisten in die Augen. Ohne was zu Karls V. Zeiten geschehen war, entspann sich von 1550 an kaum eine Fehde in Europa, wo nicht Deutsche auf einer oder der andern Seite, und manchmal gar auf beyden mit fochten.

Man

h) L'Allemagne est si puissante avec toutes ses forces, qu'étant bien unie, elle ne peut craindre aucun Ennemi. LES ETATS EMPIRES &c. p. 670.

Man bemerkte, daß zu gleicher Zeit der Herzog Wolfgang von Zweybrücken den Hugonotten in Frankreich 12000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter zugeführt, als sich bereits 5000 deutsche Reiter unter dem Herzog von Aumale, und 2000 unter dem Grafen von Manßfeld auf katholischer Seite in Frankreich befanden, und noch dazu eben damals Graf Wilhelm von Nassau 8000 Mann zu Pferde, und 10,000 zu Fuß an den Gränzen von Flandern, der Herzog von Alba aber 3000 ebenfalls Deutsche auf den Beinen hatten. Wenn man dazu rechnete, was Pfalzgraf Casimir in der Folge an Mannschaft nach Frankreich geführt, was Spanien und Holland in den Niederlanden während ihres ganzen Krieges im Sold gehabt, was in dem langwierigen Krieg gegen die Türken unter Kaiser Rudolph in Ungarn geblieben, so mußte es freylich bald einleuchten, daß Deutschland reich an waffenfähigen und kriegslustigen Männern sey.

Da dem alten unruhigen Befehdungsgeist des Adels durch die neue Kammergerichts- und Landfriedensordnungen zu starke Fesseln angelegt waren, und Grumbachs unglückliches Beyspiel selbst den lezten Funken davon ersticken mußte, auf der

anderen Seite aber durch den zunehmenden Luxus die Bedürfnisse des Adels gemehrt wurden, der Krieg aber noch das einzige ehrenvolle Gewerbe für denselben war, um Geld zu verdienen, so ist kein Wunder, daß der Adel den Kriegsdiensten so stark nachhieng, und selbst gemeine Reiterdienste nicht verabscheute. Der Bürger und Bauer ward durch die freyere Lebensart und Begierde nach Beute angelockt.

Die beste Infanterie lieferten nach dem Urtheil der damaligen Zeiten Tyrol, Schwaben und Westphalen, die beste Reiterey Niedersachsen, Cleve und Franken. Ausländer hielten dafür, die Deutschen verstünden sich besser mit der Picke und dem Spieß umzugehen, als mit dem Feuergewehre i). Daß ihnen andere europäische Nationen in dem geschickten Gebrauch des kleineren Schießgewehrs etwas zuvor gekommen, sieht man selbst aus der auf dem Reichstag 1570 bekannt gemachten Reiterbestallung, in der es heißt: „Weil an guten Schützen jetziger Zeit hoch und viel gelegen, besonders weil fremde Nationen sich viel darin üben, sollen

i) Ils manient beaucoup mieux l'Espadon, la Pique, & l'Espien, que l'Arquebuse. LES ETATS EMPIRES &c. pag. 670.

sollen unter jedem Fähnlein 400 Personen, und unter denselben hundert wohlgerüstete Knechte mit langen Spießen, und ein jeder derselben ein kurz Feuerrohr bey sich habend, unterhalten werden. Der halbe Theil des andern Hunderts, nehmlich jene, so über acht Gulden Besoldung haben, sollen volle Rüstungen haben mit ganzen Armschienen oder Panzerermeln tragen, mit Schlachtschwertern oder andern tauglichen kurzen Wehren als Helleparten versehen seyn, und jeder neben seiner kurzen Wehr eine kurze feuerschlagende Büchse am Gürtel bey sich haben. Diese sollen aus den ältesten und erfahrnen Kriegsleuten bestehen, und zur Bedeckung des Fähnleins oder sonst gebraucht werden; die andern fünfzig sollen aus bloßen Knechten mit langen Spießen bestehen" k).

„Die übrigen zweyhundert Knechte sollen Hackenschützen seyn, aber mit guten Sturmhüten, Rappiren, guten Birschrohren, Feuer- und Schwammschlossen staffirt seyn. Sie sollen auch monatlich geübt, und ihnen am Backen anzuschlagen und abzuschießen eingebunden werden. Wel-

k) Der Röm. Kaiserl. Majestät und des Heil. Reichs Reiterbestallung. Neueste Reichsabschiede, dritter Th. pag. 321.

cher dann mit seinem Schießen nicht besteht, dem soll zur Strafe der Hack niedergelegt, und ein bloßer Spieß gegeben werden. Hingegen soll einer aus den gemeinen bloßen Knechten, so taugliche vorhanden, an die Statt genommen werden, damit sie dadurch zum Wohlschießen und zur Freudigkeit, auch sich einer vor dem andern sehen zu lassen, gereizt werden."

Auch der Reiter mußte nebst wohldeckenden Schürzen, Ermeln, Rücken, Krebs, Hand- und Hauptharnisch wenigstens mit zweyen gerechten faust- und feuerschlagenden Büchsen versehen seyn.

Ihre vorzügliche Stärke bestand in Treffen auf freyem Felde, sey es den Feind zu trennen, oder dessen Angriff auszuhalten, wozu ihnen die gleichsam angeborne Liebe zur Ordnung und Disciplin, ihr ernster und langsamer Schritt, und selbst ihre Art von Waffen überaus dienlich war 1).

Ver-

1) Ils reuſſiſſent grandement aux batailles, & en plaine Campagne, tant pour rompre, que pour ſouſtenir l'ennemi, en quoi ils ſont aidez de l'ordonnance, qui leur eſt presque naturelle, & de leur façon de marcher, grave, & lente, & des armes de deffences, dont ils uſent. LES ETATS EMPIRES. pag. 670.

Vermöge der schon angeführten Reiterbestallung „sollte, wenn einer im Felde oder sonst die Flucht nähme, der Nächste ihn stechen und schlagen, und keine Strafe leiden, sondern vielmehr Dank verdienen, wenn auch jener darüber todt geschlagen würde. Auf Ordnung und Kriegszucht sollte so scharf gehalten werden, daß wenn ein deutscher Obrister oder sonst ein Offizier auch in fremden Diensten sich gegen die angeführte Reiterbestallung vergehen, oder in andere Weise seiner Ehren vergessen, und sonderlich gegen sein untergebenes Kriegsvolk durch Vervortheilung desselben in Ansehung des Proviants, der Kleidung und Rüstungen, Verwahrlosung gegen den Feind, Abkürzung der Besoldung, oder sonst untreulich und unehrbarlich handeln würde, er zu Hause vor seiner ordentlichen Obrigkeit entweder von Amtswegen oder auf Jemandes Anklag soll gestraft werden.“

Man suchte zwar dem alten Vorwurf des gar zu großen Troßes dadurch zu begegnen, daß in eben dieser Bestallung festgesetzt ward, wie viel an Knechten und Pferden jeder bey sich haben dürfte, dagegen war aber jedem erlaubt, sein Weib mit sich zu Felde zu nehmen; ein den Ausländern eben so auffallender als uralter bis auf

des Tacitus Zeiten hinaufsteigender Gebrauch. Auch ward befohlen, daß wenn sich der Sold verzöge, und nicht gleich da wäre, jedermann Geduld tragen, und nichts desto weniger seine Wachen versehen, und keinen Zug gegen den Feind abschlagen solle. Allein wie der Landgraf Philipp von Hessen in einem Schreiben an Pfalzgrafen Wolfgang ganz naiv sagt, „wenn kein Geld vorhanden ist, sollte einer lieber viele Teufel um sich haben, als solche Leute. Die Teufel wären in festem Glauben mit dem Namen Jesu Christi auch dem Zeichen Jesu Christi von sich zu treiben, diese aber wollten Pfand oder Geld haben" m).

Nach der Berechnung des Landgrafens kostete um diese Zeit (1563) ein Corps von 5000 Pferden monatlich wenigstens hunderttausend Gulden, und drey Regimenter Knechte hundert zwanzig tausend. Vermöge der angeführten Reiterbestallung von 1570 bekam ein Fußgänger monatlich vier Gulden, den Gulden zu 15 Batzen, oder 60 Kreutzer. Aeltere, Erfahrne und Vertraute bekamen zu 8 Gulden. Der Sold eines Reiters ward nicht bestimmt, vermuthlich weil er zu großem Wech-

m) Göttingisches historisches Magazin von Meiners und Spittler. Dritten Bandes drittes Stück. pag. 523.

Wechsel unterworfen war. In den folgenden Zeiten wurden überaus viele Klagen über die Theurung des Kriegsvolks geführt, welche nothwendig aus dem erhöhten Preis aller Dinge erfolgen mußte, besonders da man noch äusserst weit von der heutigen Kriegsökonomie entfernt war.

Zehntes Kapitel.

Deutscher Handel und Nationalreichthum. Verfall beyder und des Münzwesens.

Obschon der deutsche Handel bereits viel gelitten hatte, so waren immer noch beträchtliche Zweige desselben vorhanden. Die Hauptartikel der Ausfuhr waren Metallwaaren fast aller Art, in deren Verfertigung die Deutschen selbst nach dem Geständniß der Ausländer eine vorzügliche Stärke besaßen a). Weine, besonders die rheinischen, indem die französischen bey weitem noch nicht so bekannt und verbreitet waren; Waid und Safflor, der sehr häufig am Niederrheinstrom und in Thüringen gebaut ward, hauptsächlich aber Linnenwaaren, die in dem größten Theil von Deutschland, am meisten aber in Schwaben vielfäl-

a) Der berühmte Barclai legt ihnen folgendes Zeugniß bey: Populus æris ferrique tractandi peritia & per mille artificia ducendi insignis est. *Icon Animorum.* Francof. 1668. C. V. pag. 58.

fältig fabrizirt wurden. Guicciardin schätzt den Werth derjenigen, die bloß nach Antwerpen gebracht wurden, auf 600,000 Thaler b).

Sonst waren die Reichsstädte Augspurg, Ulm, Ravensburg, Memmingen und Ysny fast allein in dem Besitz von Leinwandweberey; die Fürsten erwachten aber endlich, und suchten die Industrie auch in ihren Ländern zu beleben. Ein Beyspiel davon gab Herzog Friederich von Würtemberg, der es in kurzer Zeit dahin brachte, daß die Menge von Flachs und Hanf, die sonst unbearbeitet aus seinem Lande geführt ward, nun in demselben, besonders zu Aurach und in der dortigen Gegend gesponnen und zubereitet ward. Den dort sich niederlassenden Webern baute er nicht nur Häuser, sondern begünstigte sie auch sonst so sehr, daß wer einen Weber schlug, fünfzig Gulden zur Strafe erlegen mußte. Der Erfolg davon war, daß nicht nur allein das Land selbst konnte versehen, sondern vieles in andere Provinzen, und selbst nach Italien geführt werden c).

b) Descriptio German. Infer. pag. 117.

c) Württembergisch New Jahr M. Erhardi Cellij Professor. Tubing. Welches eingedruckt ist in die wahrhafte

Rechnet man hiezu die Ausbeute der deutschen Bergwerke, so ist kein Wunder, daß Deutschland als eines der reichesten europäischen Länder angesehen ward d).

Auch der Ueberfluß an Künstlern, besonders im mechanischen Fache, und geschickten Handwerkern jeder Art ward von ganz Europa bewundert. Selbst nach Frankreich gingen so viele deutsche Kunst- und Handwerkerwaaren, daß sie nebst der Seide den Hauptzweig der Einfuhr ausmachten e).

Der

hafte Beschreibung zweyer Reisen (Herzog Friederichs von Würtemberg) Tübingen in der Cellischen Druckerey. A. 1604.

d) In einem der wichtigsten damaligen statistischen Büchern heißt es: A parler generalement de l'Allemagne, elle ne cede en richesses à aucune autre province de l'Europe. LES ETATS EMPIRES, & principautes du monde par le Sieur D. T. V. Y. Gentilhomme ordinaire de la chambre du Roi. A Cologne M. DC. XVI. p. 669.

f) Nec ulla provincia in Orbe terrarum pro suis finibus tot incolis divitias indulsit (quam Gallia). Adeo omnis generis clara ut exterorum mercatorum Commercia péne ad solam voluptatem exceperit. Nam & luxus transalpino serico pretium

fecit

Der berühmte Bodin giebt in diesem Stücke, so wie auch der Größe und Menge der Städte, dem Kriegsruhm und der guten Ordnung der deutschen Nation den Rang vor den übrigen f). Gleichwie deutsche Künstlerwaaren, besonders Nürnberger vielen Absatz in allen bekannten Weltgegenden fanden, so wurden auch die Künstler selbst in andern europäischen Staaten gesucht. Die geschicktesten Goldschmiede, Uhrmacher, Schreiner, ja selbst Maler, Bildhauer, Kupferstecher waren zu Venedig noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts meistens Deutsche oder Niederländer g).

Man

fecit, & *artificia germanica* opulentum populum ad peregrinas delicias adverterunt. BARCLAIUS l. c. C 3. pag. 25.

f) Nunc fere externas gentes sive Urbium magnitudine sive multitudine, sive militari laude, sive domestica disciplina., *sive artium varietate superare videntur*. BODINUS de Republica. Francof. 1594. L. V. C. I. p. 810. und kurz zuvor Opificiorum varietate populis omnibus superiores videntur. Ibid. pag. 804. Auch der schon angeführte Verfasser des Buchs LES ETATS EMPIRES &c. sagt: Puisque (les Allemands) s'adonnent à divers arts & metiers si bien, qu'ils font des ouvrages merveilleux & rares. l. c. p. 668.

g) Wahrhafte Beschreibung zweyer Reisen ꝛc. p. 79. seq.

Man konnte sich aber ungeachtet dessen nicht leicht verhehlen, daß der jedermann so sehr in die Augen fallende deutsche Wohlstand indessen Feinde bekommen hatte, die ihn fast ganz zu zernichten droheten. Selbst die deutschen Bergwerke, nebst dem, daß ihre Ergiebigkeit an sich schon fast durchgehends in Abnahme war h), geriethen dadurch in eine überaus bedenkliche Lage, daß die Verbreitung des amerikanischen Silbers nicht nur allein den Werth des deutschen herabsinken machte, sondern noch dazu den Arbeitslohn erhöhete, so daß die Ausbeute höher zu stehen kam, und doch nicht mehr den alten Preis hatte.

Auch

h) In einem Bedenken des würtembergischen Raths Gadner über das Münzwesen vom J. 1594 heißt es: Erstlich daß fast alle Bergwerk im ganzen Deutschland abgenommen, erhawen und vergraben worden. Viel sittliche Gänge haben sich abgeschnitten. Noch mehr trefliche Berggebew so wohl in Beheim und Meichsen als in andern Landen sind so tief und wassernöthig worden, das man sie nit mehr auf den Chosten bringen kan. Und wöllen sich kaine oder doch gar wenig Gäng mehr finden lassen. Daraus muß Noth halb folgen, daß bey weitem nit so viel Silber gemacht wird, weder nur vor vierzig oder fünfzig Jahr gemacht worden. Apud SATTLER Geschichte von Würtemberg unter den Herzogen, Th. V. Beylage 30.

Auch litt der deutsche Handel dadurch einen unwiederbringlichen Schaden, daß den Hansestädten fast alle ihre Privilegien, die sie so lange Zeit in England genoßen, und zum Theil so theuer erworben hatten, durch die Königinn Elisabeth entzogen wurden, wodurch der überaus wichtige Zwischenhandel mit englischen Waaren, besonders jener von Wollwaaren fast gänzlich für Deutschland verloren ging. Welches noch keine so tiefe Wunde geschlagen hätte, wenn nicht die Gesellschaft der sogenannten Adventurers oder wagenden Kaufleute, die jetzt den ausschließenden Handel mit englischen Wollwaaren an sich zogen, Mittel gefunden hätten, Deutschland selbst mit englischen Tüchern zu überschwemmen, und die deutschen Manufakturen dieser Art fast gänzlich zu Grunde zu richten i). Nie zeigte sich deutlicher, wie

i) Wie groß der Schade gewesen, kann man aus dem Vortrag der kaiserlichen Gesandten zu Lübeck an die Deputirten der Hansestädte 1628 abnehmen: „England, sagten sie, hat die deutschen Anseestädte, vor deren Namen und Anzahl sich noch wohl andere besser bedacht haben sollten, ihrer uralten mit Gut und Blut theuer erworbenen Privilegien und Freyheiten de facto spolirt, und denselben Spolio einen solchen Prätext vorgeschützt, welcher ihrer der Städte deut-

wie wenig in einem Reiche wie das deutsche eine wahre Handelspolizey statt haben könne, indem ungeachtet aller Vorstellungen der Hanse- und anderer Städte, und selbst der kaiserlichen Verbothe sich allemal Reichsstände fanden, die ihres eigenen Vortheils wegen diesen so schädlichen Leuten Aufenthalt gaben, und sonst allen Vorschub leisteten.

Die

deutscher Redlichkeit Ansehen und Reputation nicht allein hochschimpflich, sondern noch dazu also beschaffen gewesen ist, als wann sie die Engländer uns Deutsche dabey für lauter Kinder angesehen hätten, wie die acta publica so deswegen vorhanden, mit mehreren ausweisen."

„Wobey es dazümal nicht verblieben, sondern sie die Engländer sind ab uno absurdo in das andere immerdar und endlich so weit fortgefahren, daß sie sich mit ihren verbannten und verdammten Monopoliis & Propoliis den Deutschen mitten ins Nest gesetzt, den ganzen Tuch- und andere Handlungen an sich gezogen, den Deutschen das Ansehen (Zusehen) dabey gelassen, und dadurch so viel Millionen aus unsern eigenen Säcken mit sich heimgeführt, daß sie anitzo die löblichen Städte, ja den römischen Kaiser selbst mit unsern Exuviis trutzen dürften." KHEVENHILLER l. c. T. XI. pag. 140.

Die nehmliche Monarchie schadete auch durch ihr Verboth der Ausfuhr englischer Wolle dem deutschen Handel und den damit verbundenen Manufakturen ungemein. Nicht genug, daß manche, die solche Wolle verbrauchet, nicht hinlänglichen Stoff zu ihrer Arbeit hatten, so stieg jetzt der Preis und die Ausfuhr der Deutschen ausserordentlich, indem die fremden, besonders niederländischen Tuchweber aus Abgang der englischen Wolle, andere, woher sie immer sie haben konnten, in einem bis daher nicht gewohnten Preis bezahlten. Die vielen Klagen, die über die Ausfuhr der deutschen Wolle selbst auf den Reichstägen angebracht wurden, veranlaßten zwar das Gesetz, daß, weil man nicht leicht eine allgemeine Satzung darüber machen könne, jeder Kreis für sich wegen des Wollenverkaufs und deren Ausfuhr Ordnung machen solle k). Allein es blieb auf dem alten Fuß, und die einmal gesunkenen deutschen Manufakturen konnten sich nicht wieder erholen.

Selbst von Amerika her, welches dem deutschen Leinenhandel schon damals neue und vortheil-

k) Auf dem Reichstag vom J. 1566 und in der Polizeyordnung von 1577.

theilhafte Aussichten gewährte, ward auf einer andern Seite den deutschen Manufakturen, ja auch dem Ackerbau eine empfindliche Wunde versetzt, indem der Indigo anfing, den deutschen Waid selbst in Deutschland, geschweige erst im Ausland zu verdrängen. In der Polizeyordnung von 1577 heißt es: „es sey glaublich fürgebracht worden, daß durch die neulich erfundene, schädlich betrügliche, fressende oder corrosive Farb, so man die Teufelsfarbe nenne, jedermann viel Schadens zugefügt werde, weil man zu solchen Farben Vitriol, und andere fressende und wohlfeilere Materien braucht ꝛc. Unter den lezten wird ohne Zweifel der Indigo verstanden, dessen wahre Anwendung man noch nicht mag verstanden haben. Diese Teufelsfarbe ward sehr scharf verbothen, allein der Indigo erhielt sich, und der Gebrauch des Waides fiel in und ausser Deutschland 1).

Endlich

1) Zu Calw, wo Herzog Friederich von Würtemberg Tuchmanufakturen anlegte, ward gefärbt: „als schwarz, gelb, grün, graw, braun, blaw, roth, und was jedes für Mischung hat, daß Farben werden mancherley, die jetzund seynd im besten Geschrey, wie Spannischleibfarb, Carmesin, Gras = Schweitzer = Dunkel = Sittichgrün, Gold = Schwäbelgäl, schön Violfarb, und wie

es

Endlich ward ungemein viel Geld aus Deutschland durch Sammt- und Seidenwaaren gezogen, in welche die Nation noch immer von dem Fürsten bis zum Bauer herab auf eine fast unbegreifliche Art verliebt war. Auf den Reichstagen dauerten die alten Klagen in einem fort, und dieser übertriebenen Prachtliebe wird hauptsächlich das Herabsinken mancher Provinzen von ihrem vorigen Wohlstand zugeschrieben. Einen in seiner Art damals vielleicht einzigen Versuch machte Herzog Friederich von Würtemberg in seinem Land selbst durch Pflanzung der Maulbeerbäume Seide zu erzeugen m). Der Erfolg muß jedoch nicht der beste gewe-

es gibt durchaus die Garb. Mit diesen Wahren könnens bestehn, zu Straßburg, Franckfort, Nördlingen rc. Aber alle diese Farben kamen von dem Ausland. „Man spint, man wibt, man färbt allda (zu Calw) so schön als irgends anderstwo. Aus Frankreich und Hispanien haben sie ihre Kunstfarben." Würtembergisch new Jahr l. c.

m) „Wie dann dieser fürsichtig herr, das Seydenwerk in seinem Land hat angerichtet, wie bekannt. Viel hundert tausend Seydenwürm hielt er, und hats in gutem Schirm. Viel eigner Leut dazu bestellt, und die mit sondren Kost erhelt, viel hundert Maulberbäum

gewesen seyn, weil man hernach keine Spuren mehr davon findet.

Rechnet man zu all diesem, wie sehr die oberdeutschen Städte durch die Abnahme des venetianischen Handels litten, mit welchem der Ihrige in enger Verbindung stand, die Rheinischen durch die Licenten und Zölle der Spanier und Holländer, und zuletzt die gänzliche Sperrung des Rheins durch die Lezteren, da zuvor die Deutschen ungehindert bis Dordrecht fuhren, und von da ihre Waaren verschicken konnten, wohin sie wollten; bedenket man, wie viel die Hansestädte einbüßten durch die gegen die alten Verträge eingeführten oder erhöhten Zölle am Sund, und durch die neue Verbindung der Engländer mit Rußland vermöge der erfundenen Schiffahrt nach Archangel, das nördliche und südliche Deutschland endlich durch die Zerstörung des Handels zu Antwerpen; so war leicht vorher zu sehen, daß Deutschland seine besten Tage in Ansehung des Handels durchgelebt habe.

Besonders konnte man schon am Ende des sechzehnten Jahrhunderts nicht begreifen, warum die

bäum im Landt ihr Blätter geben alle sandt. Daß ernehrt dieß Geflügel wird." Würtembergisch new Jahr l. c.

die sonst so häufigen gröbern Geldsorten anfingen so selten zu werden. Man glaubte die Ursache davon zu entdecken theils in der schon angemerkten Abnahme der deutschen Bergwerke, theils in der Menge des ungarischen und polnischen Viehes, das in Deutschland verzehrt ward, und bloß mit hartem Geld mußte bezahlt werden. Man sollte hieraus schließen, daß die Viehzucht nicht so gut müße bestellt gewesen seyn, als jetzt. Der Verfasser des angeführten Bedenkens macht aber hierüber eine andere Bemerkung: „der schädliche Luxus fordere jetzt (um das J. 1594) mehr Fleisch, als vor 60 und 70 Jahren verbraucht worden, da man nicht viel über das halbe Jahr Fleisch gegessen." Vielleicht eine der sonderbarsten Wirkungen der Reformation, und der durch sie aufgehobenen Fasttage, daß Deutschland so viel ungarisches und polnisches Vieh brauchte.

Einen andern Grund fand man in der starken Ausfuhr des rohen und gemünzten Silbers, gegen welche die bereits vorhandene Polizey und Reichsgesetze wie gewöhnlich ein viel zu schwacher Damm waren n).

n) Bey Sattler, V. Th. Beylage 30. Ebenmäßig und zum Vierten hat das heimlich ausführen des Vermünz-

Es nagte aber von einiger Zeit her an dem inneren Wohlstand von Deutschland noch ein ganz anderes Uebel, das zur Verminderung der guten Geldsorten das Meiste beytrug, nehmlich die von mehreren Reichsständen, oder jenen, an welche sie ihre Münzen verlassen hatten, vorgenommene Einschmelzung der gröbern Sorten und Ausprägung äusserst geringhaltiger Scheidemünzen. Ein bereits im J. 1594 ungemein hochgestiegener, und ungeachtet aller Reichsverordnungen unaufhaltsam fortgehender Mißbrauch. Landgraf Philipp von Hessen prägte es in seinem Testament seinen Söhnen ein, gute Münzen zu schlagen, „denn ein Fürst werde erkannt an seiner Münze, Reinhaltung seiner Strassen, und Haltung seiner Zusage" o). Nach dem Maßstabe der Münzen zu urtheilen, würden die deutschen Fürsten überhaupt am Ende des 16ten Jahrhunderts, und noch weniger am Anfang des 17ten viel Lob verdient haben.

Auch diejenigen Höfe, die zu viel Redlichkeit besassen, um von einem so gehäßigen Mittel Gebrauch

münzten, und unvermünzten Silbers bisher durch kain wohlbedachte Mittel genugsam fürkommen werden mögen, dann dieser Ausführer Geschwindigkeit ist zu gros und unerforschlich.

o) Häberlin neueste Geschichte, 7. Th. p. 438.

brauch zu machen, wurden endlich durch den Strom mit fortgerissen, weil sie auf keine Weise hindern konnten, daß nicht ihre gröberen Münzen aufgewechselt, und aus dem Land gebracht, dagegen die fremden geringhaltigen eingeführt wurden. Daraus erfolgte endlich jene schauderhafte Verwirrung in Deutschland, die fast mehr Schaden als der Krieg selbst angerichtet hätte. Gleichwie auf einer Seite der große Gewinn die Gierigkeit der Juden, Wucherer und Wechsler, Kipper und Wipper ins Unendliche reizte, so mußte doch endlich das Volk aufmerksam werden, besonders nachdem der Unfug so weit überhand nahm, daß an den Münzen von edlen Metallen nichts mehr zu finden war, als so viel erfordert wurde, um nur einiger Maßen die Farben derselben herzustellen. Nun fingen auf einmal alle Preise der Dinge so zu steigen an p), daß

p) In einer Schrift vom J. 1621 heißt es: Nunmehr alles gute Geld von Heller und Pfenningen bis zum Reichsthaler also aufgewechselt, daß kein ehrlicher Mann mit dem andern handeln kann, keiner kann dem Armen einen Pfennig geben, man kann kein Opfer verrichten, nichts in Gotteskasten legen ꝛc. Ein Malter Korn haben wir vor 15 Jahren mit 2 oder 3 Thalern bezahlt, itzo in diesem 1621 Jahr ist das frische Korn schon um 14 Thaler verkauft. Eine Metze Habern

daß Leute, die von bloßer Besoldung lebten, und nichts als neues Geld hatten, fast Hungers sterben mußten. Die noch vorhandenen gröberen und guten Sorten selbst wurden zehnfach, und an manchen Orten noch höher bezahlt, bis endlich durch die gewaltsamsten Operationen hauptsächlich von 1620 bis 1625 alles in sein voriges Geleise gebracht ward.

Habern kostete vor diesem 16 Pf. itzo 9 Gr. was wird werden ehe Pfingsten und Jacobitag wieder kommen. Ein Hering kostete damals 2 oder 3 itzo 18 Pfennige. Ein Pf. Butter 4 Alb. itzo 20 bis 24, ein Pf. Käse 16 Pf. itzo bald 8 Gr. Ein paar Schuhe 6, 12 oder 15 Gr. itzo 2 auch 3 und 4 Gulden. Ein Kalbfell 6 oder 8 Gr. jetzo ein Gulden oder Thaler. Ein Loth Seiden 6, 7 oder 8 Gr. itzo 3 Gulden. Eine Elle Tuch vor ein Thaler, itzo 3, 4, 5 Thaler. Historische Relation der jüngst am Tage Allerheiligen in Parnasso gehaltenen Götterversammlung über das Teutsche Münzwesen durch *Christodorum Pistopatriotam Vargium* 1621. 4. Apud SPITTLER. Geschichte des Fürstenthum Calenberg. 1 Th. p. 400.

Eilftes

Eilftes Kapitel.

Pracht, Aufwand in Ansehung der Tafeln und Kleidung. Uebler Zustand der Finanzen an den Höfen. Vorschläge sie zu bessern. Alchymie.

Bey allen diesem erhielt sich nicht nur allein der altdeutsche Luxus der Fürsten in Ansehung der zahlreichen Gefolge, und überflüßig besetzten Tafeln, sondern neue Arten von Festins, Vergnügungen, Schauspielen und Kleidermoden fanden sich haufenweise aus Italien und Frankreich ein. Das Erstere ging so weit, daß mancher Fürst, z. B. Herzog Friederich von Würtemberg bis 700 Pferde mit sich auf den Reichstag brachte. Welches Gefolge Kaiser Matthias auf seine Wahl nach Frankfurt mitgebracht, haben wir bereits gehört; und so verhielt es sich einiger Maßen bis auf den geringsten Edelmann herab, der sich keine halbe Tagreise von dem Orte ent-

entfernte, ohne so viel Knechte und Diener, als er auftreiben konnte, mit sich zu nehmen.

Auch die Tafeln forderten noch immer ausserordentlichen Aufwand, theils wegen der Menge der Speisen, theils der übergroßen Zahl der Gäste, die bey besonderen Gelegenheiten, besonders Hochzeiten zusammentrafen. Bey der Vermählung Herzog Wilhelms des Jüngern von Baiern brachten die geladenen Gäste im J. 1568 nur allein an Pferden 3534 mit, die alle mußten frey gehalten werden, woraus sich auf die übrigen Kosten schließen läßt. Bey jener Wilhelms von Rosenberg eines der reichesten Herren in Böhmen mit Anna Maria Marggräfin von Baden wurden verzehrt: Hirschen 40, Damhirschen 50, Wildstücke 20, Haasen 2130, Fasanen 250, Auerhahnen 30, Rebhüner 2050, gemästete Ochsen 150, Kälber 546, Schweine 654, Schöpsen 450, Gänse 5135, Kapaunen Hähne und Hüner 3106, Karpfen 18120, Hechten 10209, Forellen 6380, Krebsen 5200 Schock, verschiedener geräucherter Fische 7096 Stücke, Stockfische 350, Seespatzen 1200, Bricken 675, Grundeln 300 Seideln, Heringe 780, Hausen 4, Eyer 30947 Stücke; Austern scheinen in Böhmen noch nicht bekannt gewesen zu seyn.

Man

Man trank von Ungarischem, Tyroler, Oesterreicher und Rheinweine 1100 Eimer, spanische Weine 40 Tonnen, (unter diesen scheinen die griechischen Weine besonders aus der von den Venetianern noch besessenen Insel Candia begriffen gewesen zu seyn, wenigstens in dem übrigen Deutschland wurden um diese Zeit (1578) die eigentlichen spanischen Weine noch als Apothekerwaaren angesehen). Vom böhmischen Bier 903 Faß. Die Pferde der Gäste verzehrten 3703 Strich Haber. Die Vornehmsten darunter waren die Mutter der Braut, die Marggräfinn von Baden, Philipp Marggraf von Baden, die Herzoge von Baiern Albrecht und Wilhelm, der Erzbischof von Prag Anton ꝛc. Das Fest dauerte von dem 26 Jänner bis den 1 März a).

Man muß sich nicht einbilden, daß diese Schwelgereyen bloß den Großen eigen gewesen seyen, sie erstreckten sich vielmehr auf die niedrigsten Klassen herab. Alle sowohl allgemeine Reichs- als besondere Polizeyordnungen der Provinzen und Städte eiferten dagegen; allein selten mit gutem Erfolg. In jener von Münden einer braunschwei-

a) Pelzels Geschichte der Böhmen, 1782. p. 630. aus Balbins Epitome, p. 612.

gischen Provincialstadt ist verordnet, „daß bey einer großen Hochzeit nicht über vier und zwanzig Tische seyn sollten, auf jeden Tisch zehn Personen gerechnet. Zu einer kleinen Hochzeit werden vierzehn Tische gerechnet. Das Essen sollte nicht über drey Stunden dauern.“ Hinter dem Hochzeithause saßen die Stadtarme, so das Rathszeichen trugen, diese mußte man füttern; und vor dem Hause sammelten sich die Siechen des Orts b). In Chursachsen sollte bey jeder Hochzeit der Magistrat bestimmen, wie viele Tische zu haben erlaubt sey c).

Auch hatte die Köstlichkeit der Speisen und die übrige Pracht der Tafeln überaus zugenommen. Wir haben noch die Beschreibung der von Herzog Friederich von Würtemberg, als er (1603) von dem König Jacob von England den Orden des Hosenbands erhielt, gegebenen Gastmahle, die uns an die Zeiten der Lucullus, wenigstens dem Aufwand, wo nicht dem guten Geschmack nach, erinnern. Dem abwesenden König, welcher seine eigene Tafel hatte, wurden 90 Speisen vorgesetzt, wovon

b) Spittler Geschichte des Fürstenthums Calenberg, I. Th. p. 381.

c) Polizey und Kleiderordnung vom J. 1612.

wovon oft eine nach der Versicherung eines Augenzeugen aus so verschiedenen und so gut zubereiteten Eßwaaren, welche die Erde, Luft und Wasser immer hervorbringen mögen, bestand, daß selbst der Gaumen eines Apicius sie vortreflich würde gefunden haben.

Aber noch nicht genug, auch für den Geruch, das Aug und das Ohr ward gesorget. Alle Speisen waren mit so vielen Gewürzwaaren zubereitet, daß sie, sobald man die silbernen Deckel abnahm, so angenehme und verschiedene Wohlgerüche ausdünsteten, daß das ganze Zimmer (der große Rittersaal in dem Schloße zu Stuttgard) davon erfüllt wurde d). Zur Ergötzung des Auges waren zwey-

d) Ex ipsis vero dapibus argenteis remotis, quibus erant intectæ paropsidibus ut operculis tam suaves & jucundi propter varia, quibus erant percocta, aromata & condimenta exhalarunt odores; ut inde totus ille locus, hypocaustum Equestre fragrantissimum esset. Nec mirum: tanta sæpe in uno ferculo rerum optimarum terra, aqua, ære nascentium edulium copia, tam jucunda mixtio, tam & dulcium & acrium temperatura est, ut sapores inde palato vel Apiciano gratissimi gignantur, & odoramenta per totum aliquod conclave diffundantur & spargantur. *Auratus Eques Anglo Würtemberg.* L. VII. p. 193.

zweyerley Gattungen von Schauessen vorhanden, die erste, die zugleich zur Speise diente, die andere aber bloß zum Anschauen. Unter jene wurden gerechnet Pasteten aller Arten von den künstlichsten Figuren und den verschiedensten Farben, vergoldete, versilberte ꝛc., und mit allem, was die Erde, Luft und Wasser erzeugt, angefüllt; dazu kamen noch verschiedene Vögel, als Schwanen, Kraniche, die auf Füßen standen, und die Hälse emporstreckten, vielfärbige Pfauen, die sich selbst in ihren Spiegeln betrachteten ꝛc. Die Fische wurden theils in ihrer natürlichen Gestalt aufgetragen, theils vergoldet, versilbert, und durch verschiedene Farben wunderbar geschmückt, und in Pasteten eingeschloßen e).

Nun

e) Postquam famis sitisque sedandæ fundamenta jam in omnibus mensis convivæ jecerant, ac gustum odoratumque cibis delectis & suavcolentibus recrearant, oculorum quoque delectationi prospiciebatur: omnis quidem generis missus aspectus jucundissimi artis admirandæ apponebantur omnis generis artocreæ ex omnis generis animalibus aëris, terrestribus, aquatilibus & eorum carnibus confectæ, (an dem Rand setzt der Verfasser dazu: Convivæ Artocreis inauratis, argentatis, & cibis varie coloratis contemplandis dant operam).

Hic

Nun kamen erst die eigentlichen Schaueſſen f). Auf die für den König bestimmte Tafel ward ein Hercules gesetzt, in Gestalt eines Mannes von ungewöhnlicher Größe, der zwey andere, die er unter den Füßen hatte, mit der Kinnlade eines Esels grausamlich zu ermorden schien. Welche Wildheit in dem Gesichte, ruft hier der angeführte Schriftsteller aus, welche Grausamkeit in den Geberden! Wie künstlich wie zum Leben war alles ausgedrückt!" Das herculische Gemüth König Jacobs sollte dadurch angezeiget, gelobt und aufgeweckt werden. Wenn diese Scene nicht in das erste Regierungsjahr des guten Königs Jacob fiel, sollte man fast glauben, man habe ihn zum Besten haben wollen. Den Tisch des Herzog Friederich

Hic variæ volucres olores, grues ſtantes in pedibus & erecto collo capita alta ferentes: verſicolores pauones in ſuis ſe ſpeculis ſuperbe contemplantes &c. Piſces hic præterea varii generis partim ſimpliciter & aperte ſuis quique modis cocti & appoſiti: partim artocreis incluſi inaurati, argentati & variis coloribus mire exornati; itaque non tam oculis quam palato propter ſui præſtantiam & condituram inſervientes. Ibid. pag. 213.

f) Aſpectabiles appellantur (Schaueſſen) quod omnis eorum uſus in aſpectu conſiſtat & humanæ artis & manuum induſtria cenſeantur. Ibid.

rich zierte die Minerva auf einem Bogenkreutz stehend, das auf vier Säulen ruhete. Seine Liebe zu den Wissenschaften, der Musik, Baukunst, die Beförderung des Ackerbaues und der Fabriken sollte dadurch bezeichnet werden. Auf dem Tisch des englischen Gesandten war Mercur zu sehen, und auf einem andern fünf wilde Männer (Viri sylvestres). Die Figuren selbst waren meistens aus Mehlkleister und Wachs verfertiget. Nur die wilden Männer waren aus frischen Zweigen von Orange- und Citronenbäumen aus des Herzogs eigenem Garten zusammen gesetzt. Hier finde ich die ersten Spuren einer Orangerie in Deutschland g).

Um auch das Ohr zu belustigen ließ sich wechselweise die englische Musik des Gesandten, dann jene des Herzogs hören. Beyde wetteiferten mit einander, theils in dem Gesang, theils dem Wohlklang der musikalischen Instrumente, als der Geigen, Lauten und Cytharren; die Harmonie soll eben so viele Anmuth gehabt haben, als wenn sich Apoll selbst mit dem Chor der neun Musen hätte hören lassen. Die Engländer mußten zwar

g) Auch zu Heidelberg war um diese Zeit bereits eine beträchtliche. DANIEL EREMITA Itinerar. Germ.

zwar den Herzoglichen an der Zahl nachstehen; allein an Geschicklichkeit machten sie ihnen den Rang streitig. Denn England, sagt der Verfasser dieser Beschreibung, habe viele und vortrefliche Tonkünstler, nebst den besten Schauspielern, von welchen sich manchmal mehrere zusammen gesellten, ihr Vaterland verließen, und an auswärtigen Höfen ihre Kunst zeigten, wie erst vor einigen Jahren eine solche Gesellschaft an den Höfen der deutschen Fürsten ihre Musik und Schauspiele mit so viel Beyfall eingeführt hätte, daß sie mit Gold und Silber zurückgekehrt sey." Wie sich nicht die Zeiten ändern können? Welches Land schickt jetzt nicht seine Virtuosen nach England, und von welchem lassen sie sich seltener in der Fremde hören. Ohne die Trompeter bestand die herzogliche Musik aus 60 Köpfen, so daß sie keiner königlichen etwas soll nachgegeben haben. In der That zählte jene Kaiser Ferdinands II. der ebenfalls ein großer Liebhaber der Tonkunst war, in allem 80 Personen, so daß ihr die herzogliche vollkommen gleich muß gewesen seyn h).

Nach

h) Der Kaiser Ferdinand unterhielt bey seiner Musik einen Kapellmeister, 2 Organisten, 19 Instrumentisten, 7 Baßisten, 7 Tenoristen, 5 Altisten, 4 Discantisten,

Nach der Tafel ward der Tanz aufgeführt, anfangs nach altdeutscher Sitte nur von einem Paar, welches zwey Vortänzer und zwey Nachtänzer, und bloß Trompeten zur Musik hatte; dann aber ein eigener Tanz von den fünf herzoglichen Prinzen und Prinzessinnen unter einer sanfteren Instrumentalmusik. Aus der Beschreibung sieht man, daß er aus mehreren künstlichen Figuren und Wendungen muß bestanden haben, oder ein sogenanntes Ballet muß gewesen seyn i). Während der Abendtafel stellten die Engländer die heilige Geschichte der Susanna so künstlich vor, daß sie nach eben diesem Schriftsteller das größ-

tisten, 11 musikalische Trompeter, 3 nicht musikalische, 1 Paukenschläger, 12 Singknaben mit ihrem Lehrmeister; 1 Notenschreiber, 1 Calcanten, 1 Geigenmacher, 2 Instrumentendiener. Status particularis Regiminis Ferd. II. p. 127.

i) Cum Regiis etenim Legatis illustrissimi Parentes assident, & dulcissimorum Liberum suorum Choreas & gestus decentissimos nunc majorum, nunc minorum, nunc longo agmine profluentium, nunc refluentium, nunc in gyros, ambitus, sinus, flexus se contrahentium, nunc rursus explicantium & numeros exquisite musicos observantium intuentur. Eques Auratus. L. VIII. p. 240.

größte Lob, und eine eben solche Belohnung davon trugen k).

Was für eine Veränderung in der Denkungsart, und wie viele Abweichungen von den alten Sitten setzt nicht diese einzige Beschreibung voraus? Diese Feuerwerke schienen noch nicht so bekannt gewesen zu seyn, als sie es bald wurden, indem sonst gewiß auch der Herzog seinen Gästen dieses Schauspiel gegeben hätte. Wie sehr sie aber nach 1603 in Gebrauch gekommen, läßt sich schon daher schließen, daß sie in einer 1620 gedruckten noch anzuführenden Schrift, mit als eine der Ursachen des großen Schuldenlastes der Fürsten angegeben werden, indem dadurch viele tausend Gulden gleichsam in einem Augenblick verzehrt würden.

Wenn man hier einen Fürsten erblickt, der auf Reisen die Königinn Elisabeth von England in

k) Histriones enim Anglicani prodibant & sacram Susannæ historiam tanta actionis histrionicæ arte, tanta dexteritate repræsentabant, ut & laudem inde & præmium amplissimum reportarent. Ibid. pag. 244.

in ihrer ganzen Herrlichkeit gesehen hatte, und nun auch seiner seits der englischen Nation den Reichthum und die Pracht eines deutschen Fürsten bey einer so ungewöhnlichen Feyerlichkeit wollte sehen lassen, so ist nichts gewisser, als daß auch der tägliche Aufwand für das Essen und Trinken an den Höfen ausserordentlich gestiegen war, besonders nachdem die Fürsten angefangen, ihren Glanz nach der Zahl der um sie beständig versammelten Leute abzumessen. Anstatt der alten Erbbeamten, die sich nur zu gewissen Zeiten einfanden, ihren Dienst zu verrichten, und sich dafür mit den ihren Aemtern anklebenden Lehen begnügen mußten, bezogen die jetzigen bey Hof immer anwesenden nicht nur allein ihren Sold, sondern mußten auch mit allen ihren Untergebenen bis zu den Hofzwergen und Hofnarren oder sogenannten lustigen Räthen, welche an jedem Hof unentbehrliche Meubles waren, ja bis zu den niedrigsten Bedienten herab mit Speis und Trank versehen werden. So vielerley Gattungen von Tafeln mußten nun vorhanden seyn, als es Klassen vom Hofgesinde gab, welches schon durch diesen Titel allein zu einer bessern Tafel und Kleidung, die der Fürst ebenfalls anschaffen mußte, sich berechtiget hielt. Ein Abstand gegen die heu-

tigen

tigen Einrichtungen der Höfe, sowohl was die Zahl der Bedienten, als die Art sie zu nähren betrift, der fast unglaublich ist. Churfürst Christian von Sachsen unterhielt auf dem Landtag zu Torgau 1609 siebenhundert Tafeln, die alle zugleich auf den Trompetenschall mit Speisen besetzt wurden. Er selbst saß sieben Stunden lang zu Tische, und während dieser Zeit geschah nichts, als daß man wetteiferte, sich unter einander im Trinken zu übertreffen l). Welcher Anblick für die Gesandtschaft des Großherzogs Ferdinand von Toscana, welcher eben damals an dem chursächsischen Hof sich einfand! Es mag seyn, daß wegen der arabischen Zahl ein Druckfehler sich eingeschlichen; allein auch nur siebenzig Tafeln, welchen Aufwand forderten sie?

Die damaligen Moralisten und Sittenverbesserer jammerten jedoch über nichts mehr, als die unmäßige Kleiderpracht, und die mit jedem Tag sich mehrenden und erneuernden fremden Moden m). Die den Deutschen ohnehin seit

l) Danielis Eremitæ iter Germanicum.

m) Unter diese wurden gezählet, bey den Frauen große ungeheure Wülste nach englischer Manier, seidene Strüm-

langer Zeit eigene Nachahmungssucht erhielt ungemeine Nahrung durch das immer mehr zur Gewohnheit werdende Reisen. Man wird kaum die Lebensbeschreibung eines etwas bedeutenden Mannes vom Adel der damaligen Zeiten finden, wo nicht seiner gethanen Reisen Erwähnung geschähe. Fremde Sprachen, Sitten und Moden waren das-

Strümpfe sogar bey den Frauen der Amtleuten, da nur erst vor 30 Jahren die Königinn Elisabeth die ersten getragen. Mägde scheuten sich nicht Flor und Kardecken um den Hals zu nehmen, mit hohen ausgehackten Tripp- und Klippschuhen einher zu treten. Die Töchter gingen so kostbar als die Mütter, und auch der Doktor wie seine Frau hatte große Eisen und Wülsten unter dem Rock. Mit Mützen, Armbändern und Halsketten wurde ein unglaublicher Aufwand getrieben. Doktoren und Professoren trugen kleine Rappiere und Dölche, sammtene Schuhe, große Rabatten, und jeder derselben wollte sich nach der alten Reichspolizeyordnung, so sehr der Weltlauf geändert war, den Rittern gleich geachtet wissen. Siehe Spittler Geschichte des Fürstenthum Calenberg, 1. Th. pag. 378. In der chursächsischen Polizey- und Kleiderordnung vom Jahr 1612 wird den Weibern der Doktoren und Professoren verbothen, ganz sammtene Kleider zu tragen; „auch sollen sie sich aller ausländischen fremden Trachten, es sey spanisch, französisch, englisch,

dasjenige, woraus ihre Landesleute nach der Heimkunft schließen sollten, was sie für einen Mann vor sich hätten n). Selbst die vielen vom Adel sowohl als dem Volk, die wegen der Kriegsdienste so häufig nach Frankreich und den Niederlanden zogen, brachten meistens anstatt des fremden Geldes, das sie zu erhaschen

englisch, wälsch, oder wie die seyn mögen, insonderheit der großen Eisen und Wülste unter den Röcken, item der Rabatten und lang entblößten Hälse gänzlich enthalten. Zu ihrem Hauptschmuck mögen sie eine goldene oder seidene Hauben mit Perlen beheftet, jedoch ohne Goldrosen tragen. Gänzlich werden ihnen verbothen perlene Ketten, Kleinodien, Gehenke von geschlagenen Goldrosen, Schleyer mit Goldrosen, Unterläge unter die Schleyer mit Gold, Perlen, Goldrosen ꝛc. sammtene Schuhe, Pantoffeln oder Stiefel mit Perlen, Gold oder Silber gestickt, oder goldenen oder silbernen Borten verbrämt, seidene Strümpfe, Hauptdecken oder Schnupftücher mit Perlen, Goldrosen oder dergleichen Geschmeide gestickt, Futter und Aufschläge von Zobeln oder Hermelin oder andere Futter, was köstlicher ist als Marder ꝛc." Eben dieses sollte auch von allen Ständen gelten, die noch unter jenen der Doktoren sind.

n) Gens peregrinandi avida, & exterorum morum, dum se receperit domum aut simulatrix, aut retinens. BARCLAIUS Icon Anim. c. 5. p. 57.

geglaubt, nichts zurück, als fremde Moden und Grimassen.

Dadurch ward der Abstand von den vorigen Sitten in kurzer Zeit so groß, daß mehrere deutsche Fürsten selbst in ihren Testamenten ihre Söhne vor fremder Pracht warnten. Pfalzgraf Wolfgang, der aus eigener Erfahrung wußte, was die Reisen und Heerzüge nach Frankreich für einen Einfluß auf Deutschland hatten, sagt in dem Seinigen: „Er wolle seine Söhne als getreuer Vater hiermit erinnern, daß sie sich bey fremden Nationen derselben Beyspiel und Gebrauch nach oder sonst in keine übermäßige Pracht einlassen sollen, woraus Schulden, Verkleinerung ihrer Personen, böse Nachreden und anders mehr leicht erfolgen möchte. Sie sollten auch nicht fremde Leichtfertigkeit annehmen, sondern jederzeit gedenken, daß sie gebohrne deutsche Fürsten seyen, welchen vor allen Dingen Treu und Glauben, auch Redlichkeit und Tapferkeit gebühre und wohl anstehe" o). Herzog Johann Wilhelm von Sachsen verordnete in seinem Testament: „Seine Söhne sollten in ihren angeerbten Fürstenthümern und Ländern bleiben, und mit solchen christlichen Räthen

o) Häberlin neueste Reichsgeschichte, B. 8. pag. 58.

then und Dienern täglich umgehen, von denen sie nicht allein alle Gottseligkeit, sondern auch alle fürstliche Tugenden und Geberden, Geschicklichkeit in den Händeln, und bisweilen Ritterspiele hören, sehen, lernen und üben könnten, als an fremden Höfen, an welchen ohnehin die Hofzucht und ritterliche Uebungen in großen Abgang gekommen" p).

Dergleichen Warnungen gegen fremden Luxus, so wenig man sie auch befolgte, waren um so nöthiger, da sich ohnehin die ordentlichen Ausgaben der Fürsten stark vermehrt hatten. Durch die Einführung des römischen Rechtes war bereits die Unterhaltung besonderer Justitzcollegien nothwendig geworden. Jetzt da die in dem Innern von Deutschland entstandene Gährung die politischen Verhältnisse gefährlicher und verwickelter machte, und überhaupt der Gang der Staatsgeschäfte mehr Verschwiegenheit forderte, wollten die Fürsten ihre wichtigsten Angelegenheiten nicht mehr im vollen Rath vortragen, und so entstand der sogenannte geheime Rath. Man findet auch schon einen sogenannten Kammermeister nebst zugeordneten Räthen und Schreibern zur Verwal-

p) Ibid, B. 9. pag. 108.

tung der fürstlichen Einkünfte, und endlich bey den protestantischen, weil der Landesfürst die bischöflichen Rechte ausübte, sogenannte Consistorien, die mit geistlichen und weltlichen Räthen besetzt waren, und alle in das Kirchenwesen einschlagende Geschäfte besorgten. Größere Höfe, z. B. der kaiserliche, hatten auch schon ihren Kriegsrath. Wozu noch kam, daß bey dem zunehmenden Mißtrauen im Reich die Fürsten nun mehr Festungen, oder doch ihre ehemaligen mehr nach der neuen Art, wie man sie nach und nach in den niederländischen Provinzen erfunden hatte, hergestellt haben wollten. Eben diese Festungen aber konnten nicht mehr der Hut und Obsorge eines oder des andern Burgmanns anvertraut werden, sondern mußten Musquetiers, Feuerwerker und Constables zur beständigen Besatzung haben. Ja mehrere Fürsten selbst begnügten sich für ihre Personen nicht mit der Obhut und Wachsamkeit ihrer Kämmerer und des gewöhnlichen Hofgesindes, sondern legten sich nach dem Beyspiel des kaiserlichen Hofes eine Leibwache von Hatschieren und Trabanten bey.

Man wird sich nun wohl nicht mehr wundern, woher die vielen Schulden der damaligen

Für-

Fürsten kommen, und warum ihre alten Kammergefälle nirgends mehr zureichen wollten. So häufig trift man sie an, daß die Geschichte fast aller deutschen Höfe, großer und kleiner, und besonders jene der Unterhandlungen zwischen Fürsten und Landständen fast nichts anders enthält, als die Uebernahme der alten Schulden von Seite dieser, damit jene wieder neue machen konnten. Daß sich die österreichischen Kaiser in diesem Falle befanden, wird man leicht begreifen, wenn man nebst obigem nur die Türkenkriege in Anschlag bringt. Aber wem wird es wohl einleuchten, daß z. B. die baierischen Landstände 1594 sieben und vierzig Tonnen Goldes in zwölf Jahren zu bezahlen auf sich nahmen p)? und so weiter von andern.

Ein damaliger Schriftsteller suchte den Fürsten zu zeigen, wie sie theils mit der Unterthanen Bischwerden, theils ohne dieselbe ihre Finanzen

 in

p) Ein kurzes Bedenken, welcher Maßen ein Stand des Reichs, so mit großen Ausgaben beladen, sich derselben erledigen, auch seine Gefälle und Einkommen verbessern möge. Gedruckt im Jahr M. DC. XX. pag. 14.

in Ordnung zu bringen im Stande wären q). Im ersten Fall könne es durch die Erhöhung des bisherigen Einkommens, als des Umgeldes, der Bät, Zinnse, Zölle geschehen, jedoch so, daß die Unterthanen nicht zu sehr in Ansehung der Lebensmittel beschwert würden, in andern die oft zur Pracht und Ueberfluß dienen, ließen sich wohl Steigerungen vornehmen, besonders wenn die Waaren von aussen herkämen. Dazu gehöre auch die Erhöhung der Schatzung, welches jedoch nicht von der Willkühr des Landesherrn abhange, sondern nur in gewissen Fällen, wozu der Verfasser auch jenen rechnet, wenn der Herr für sich seiner Schulden sich nicht entladen könne, und nicht ohne der Landschaft Consens statt habe. Wenn er es endlich dahin bringe, daß die Unterthanen alle Schulden auf sich nehmen, und in gewissen Jahren abtragen.

Dagegen müße er auch bedacht seyn, wie er ohne Beschwerden der Unterthanen sich der großen Ausgaben erledigen, und sein Einkommen vermehren möge; solches lasse sich thun durch Verbesserung seiner Haushaltung, wenn er seinen Hof ein=

q) In dem angeführten kurzen Bedenken.

einschränke, so viel sein Stand und Reputation auch die Verwaltung seiner Lande und Leute zugebe; wenn er das Unmäßige im Essen, Trinken, Panketiren und Spielen meide, auch sey aller Ueberfluß im Jagen, Vogeln, Feuerwerken u. d. gl. als ganz schädliche Sachen zu fliehen; denn dadurch geriethen meistens viele Stände so tief in Schulden, daß man von ihnen wie dem Actäon sagen könne, sie würden von ihren eigenen Hunden und Vögeln aufgefressen.

Nebst dem wäre im Schenken und Bauen Maß zu halten, um nicht zur Unzeit freygebig zu seyn, und wenn auch heut zu Tage die veränderte Kriegsart mehrere und wichtigere Festungen nöthig machte, so sollten sie doch unterlassen, unnütze und überflüßige Gebäude zu führen.

Die Vermehrung der Gefälle theilt er in jene, welche durch die Verwaltung der Gerechtigkeit, und jene, welche ohne diese statt haben könnten. In Ansehung der erstern schlägt er unter andern vor, „sie sollten genau darauf sehen, ob alle strafbare Constitutionen und Polizeyordnungen gehalten würden, zum Beyspiel vermöge der Reichs-Constitutionen sollte ein Gotteslästerer, der mediate

diate Gott gelästert, um ein Mark Gold gestraft werden. Wenn nun ein Stand des Reichs in seinem Land dieses observire, so werde es ihm jährlich viel eintragen, würde auch dadurch Gottes Ehre gefürdert, und tausendreicher Segen erobert." Gewiß eines der sonderbarsten Finanzprojecte, die je gemacht sind worden!

Unter den übrigen befinden sich jedoch überaus vernünftige in Ansehung der Beförderung der Agricultur, Urbarmachung unbebauter Ländereyen, besonders so vieler Waldungen, die zu nichts dienten, als das dem Unterthan so lästige Wild zu nähren, und Strassenräubern Aufenthalt zu geben, Ermunterung der Fabriken, Begünstigung des Handels, Einführung der Bienenzucht &c.; alles sehr gut, wenn die Menschen nicht wegen des Künftigen unbesorgt meistens nur dem augenblicklichen und dringenden Uebel auszuweichen suchten.

Sehr viele Fürsten suchten sich durch einen kürzeren Weg zu helfen, nehmlich das Goldmachen. Seit des Paracelsus und Thurneysen windigen Vorspieglungen war Deutschland vom kaiserlichen Hofe an bis auf die kleineren herab mit solchen Leuten reichlich versehen. Welches kein

Wunder ist, wenn man erwäget, was sie alles leisten wollten, nicht nur allein in Ansehung der Verwandlung der Metalle, sondern auch der menschlichen Gesundheit r). Viele davon wurden zwar das Opfer ihrer eingebildeten Kunst, und zuletzt

r) Sehr naiv ist dieses beschrieben in dem schon angeführten würtembergischen neuen Jahr Erhardi Cellii. „Was braucht die Alchymi für Kohl (Kohlen) die diesem Herrn (dem Herzog Friederich) gefellt sehr wohl? dadurch man kann alle Metall, ja die gantz Natur überall also scheiden und resolviren, und in vollkommen Esse führen, daß ausser Kupfer würdt gut Goldt, wie mans aus der Erd graben solt. Auß Kreuttern ein solch Wasser brennt, das ein halb Todte erwecken könnt. Ein Saltz und Pulver auch bereit, die gut weren für alle Krankheit, und aus dem Leib als durch ein Thür was ungesund treiben herfür. Ja aus Erd, Holtz, Ertz oder stein, aus Thieren und allen in gmein Erfewren ein subtiles Oel, welches vertreibet manche Fähl: ja das den Menschen gesund erhelt, biß zum termin von Gott bestelt. Und als in solcher Quantität, die einer für ein Wunder het; daß so viel solte operiren und die Gesundheit solte promouiren. Solches alles durch das Fewer geschicht, und würdt in Brennöfen verricht. Ist das nicht ein herrliche Kunst, und würdig groser Herrn Gunst? derwegen auch ihr Fürstlich Gnad, in sondrer Achtung dise hat.“

letzt verjagt oder gar hingerichtet; aber der Same verlohr sich nie ganz, sondern ward vielmehr in und ausser mancher geheimen Gesellschaft gepflegt, um unter dem Schatten der Leichtgläubigkeit, wo es immer Gelegenheit gab, wieder aufkeimen zu können.

Zwölftes Kapitel.

Geschmack an ritterlichen Uebungen und der Jagd. Unmäßigkeit im Trinken. Redlichkeit. Gelehrsamkeit. Hexenbrennerey. Unduldsamkeit.

Ritterliche Uebungen wurden noch einiger Massen in Ehren gehalten. Indessen war von dem alten Rittergeist kaum ein Schatten mehr übrig, besonders nachdem man die Thurniere vollends abkommen ließ. Die jetzigen Uebungen hatten nichts als eine Geschicklichkeit im Reiten zum Zweck, welche an den Tag zu legen man noch bey öffentlichen Festen sogenannte Ringelrennen hielt. Weil aber auch diese als etwas ohnehin seltenes den Geschmack an ritterlichen Uebungen nicht genug unterhielten, und der Adel, anstatt daß zuvor alle Reisen selbst von Frauenzimmern zu Pferde gemacht wurden, sich nun anfing der Kutschen zu bedienen, so gab Herzog Julius von Braunschweig (1588) das merkwürdige Rescript her-

heraus, worin er seinem Adel das Reiten empfiehlt, weil es nun bereits so weit gekommen sey, daß selbst Ritter und Kriegsoberste wie Faullenzer in Kutschen führen.

Man sah vielleicht aus eben dem Grunde auch bey öffentlichen Erziehungsanstalten, die für den Adel gewidmet waren, noch sorgfältig auf das Reiten, ja selbst auf Thurnierübungen, wie sie ehemals im Brauch waren. Weil die Muskete und das Rappier, worunter alle Stechwaffen begriffen wurden, die Lanze und das Schwerd fast verdrängt hatten, wurden nun die jungen Leute auch im Schießen und Fechten durch einen eigenen Meister unterwiesen. Hierzu kamen noch nebst den Sprachen und eigentlichen Wissenschaften das große und kleine Ballspiel, das Bogenschießen, und selbst der Unterricht im Malen und der Musik, besonders dem Orgelschlagen a). Wer sieht hier

a) Cellius beschreibt uns die Gegenstände, zu welchen die in dem neuen Collegium zu Tübingen sich aufhaltenden Prinzen und übrigen vom Adel Anleitung bekamen, folgender Maßen: Etiam aulicis studiis, rei equestri, ludicris in circo certaminibus, hastiludiis, rei sclopetariæ, arcuariæ, pilari &c. dant ope-

hier nicht wie alte und neue Erziehung allmählig in eine zusammenfloß? Daß von keinem Tanzmeister Meldung geschieht, daraus läßt sich fast mit Zuverläßigkeit schließen, daß die künstlicheren und figurirten Tänze noch äusserst selten müßen gewesen seyn; hingegen ist der Fechtmeister eine neue und zum Theil äusserst wichtige Erscheinung. Noch finden wir wenige Spuren, i. ß die in Frankreich bereits auf das höchste gestiegene Wuth zu duelliren sich auch mit andern daher gekommenen Moden in Deutschland eingefunden habe. Indessen ist doch merkwürdig, daß man sich gleichsam darauf vorbereitete b); auch zeigte sich bereits der

operam, & omnibus principibus dignis usitatisque artibus ad omnem aulicæ vitæ cultum elegantiorem diligenter instituuntur per uniuscujusque exercitationis & studii proprium Magistrum & Informatorem: Hic stabuli rei equestris Magister, hic Equiso Equorum domitor; hic qui gladiaturam, qui magnam & minorem pilam, qui Musicam & organa, qui artem pingendi & alia non ab hoc loco aliena docent. Cit. Equit. Aurat. p. 217.

b) Ich weiß kein Beyspiel eines Duells, als auf dem Wahl-Convent des Kaiser Matthias zwischen einem Hortensi Tiriack, wie ihn Khevenhiller nennt, und einem

der Grund davon in der Ferne, nehmlich das wenigstens in Ansehung einiger Puncte mehr rege gewordene Gefühl der Ehre. Eine sichere Probe davon sind die Injurienprozesse, die um diese Zeit auf eine ungewöhnliche Weise anfiengen, sich zu häufen c).

Weit sichtbarer und allgemeiner als der Geschmack an ritterlichen Uebungen erhielt jener an der Jagd, ja er scheint durch die Vervielfältigung und bequemere Einrichtung der Feuergewehre noch Zuwachs erhalten zu haben. Die Art war zweyer=

nem Herrn von Leyser, worin Ersterer erstochen ward. Das Balgen wird zwar schon in der angeführten Reiterbestallung vom J. 1570 verbothen; es scheint aber, man habe darunter mehr die gewöhnlichen Raufereyen, als solche, die mit einer Ausforderung oder andern Feyerlichkeiten begleitet waren, verstanden.

c) In dem angeführten Bedenken, wie ein Fürst sein Einkommen verbessern könne, heißt es unter andern: Weil die Schmachklagen an allen Orten sehr einreissen, und die Unterthanen nicht allein gegen einander heftig entrüstet und verbittert, sondern auch in ihren Hanthierungen häufig verhindert werden 2c. Der Verfasser räth den Fürsten an, daß derjenige, der eine Schmachklag erheben wolle, 3 Gulden dem Fiscus abgeben solle, die der unterliegende Theil zu tragen habe.

zweyerley, das Bürschen oder Birsen mit der Büchse, oder das Hätzen. Sowohl die Zahl des gehegeten Wildes, als auch jene der Hunde, Vögel und Jäger übersteigt fast allen Glauben, so daß der Verfasser des erst angeführten Bedenkens nicht ohne Grund sagen konnte, die Fürsten würden meistens, wie Actäon, von ihren eigenen Hunden und Vögeln aufgefressen.

Man hätte glauben sollen, die Reformation würde wenigstens den protestantischen Fürsten das Unrecht, das sie ihren Unterthanen durch zu große Wildbahnen zufügten, fühlbar gemacht haben; allein selbst die Bibel mußte eine Schutzwehre für diese Leidenschaft abgeben. Der alte Landgraf Philipp, von dem wir bereits gehört haben, daß er nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft dem Reichshofrath Zastus ganz wehmüthig geklagt: „es schmerze ihn nichts mehr, als daß indessen die Schelmen Bauern seine Wildbahn so übel zugerichtet hätten, setzte in sein Testament: „Die Wildfuhr im Lande wäre gut, und seine Söhne sollten sie hegen, dann wenn Gott kein Wildpret hätte haben wollen, so hätte es seine Allmacht nicht in die Arche Noah nehmen lassen" d).

d) Bey Häberlin neueste Reichsgeschichte, 7 B. p. 434.

Ferdinand II., so wie mehrere Fürsten, hielt seine ordentlichen Tagebücher über das von ihm erlegte Wild, welche er am Ende des Jahres dem Churfürsten Johann Georg von Sachsen mittheilte, der vermuthlich das Nehmliche gegen ihn beobachtete. An seinem Hof hatte Ferdinand 150 Jäger, ohne die, so im Lande vertheilt waren e).

Dabey wird noch immer der Nation von Ausländern der Vorwurf des unmäßigen Trinkens gemacht. Der scharfsinnige Barclai nennt die Neigung derselben zum Trunk eine unermessene, die im geringsten nicht verhehlet, sondern öffentlich zur Schau ausgestellt werde. Diese thracische Begierde zwecke nicht allein ab zum Vergnügen, sondern mache einen Theil der Höflichkeit und Wohlstandsregeln aus. Die Gnade mancher Fürsten, die Gefährten auf der Bahn ihrer Ausschweifungen, oder Leute zur Unterhaltung ihrer Gäste suchten, sey hauptsächlich um einen an andern Orten so entehrenden Preis feil. Denn die Deutschen glaubten, die Fremden nicht besser bewirthen zu können, als durch langdaurende, die Gesetze der Nüchternheit überschreitende Gastmahle, und alsdann erst erwiederten ihrer Meynung nach

e) Status particularis Regiminis, pag. 44.

nach die Gäste das ihnen bezeigte Wohlwollen, wenn sie sich nicht weigerten, Glas gegen Glas zu leeren. Dieses sey die höchste Stufe der Artigkeit, und bey der Stiftung der Freundschaft das erste Band" f).

Wenn in der That eine große Menge von Privatleuten des übermäßigen Trinkens sich nicht nur allein nicht schämte, sondern mit ihren Vorzügen in der Saufkunst groß that wie zuvor, so mußte man doch gestehen, daß die Nation auch in dieser Periode in ihren Polizeygesetzen, z. B. jenen von 1577 ihr Mißfallen daran deutlich genug,

f) Immensa cupiditas potus jam confesso vitio ideoque magis libero, illam gentem infestat. Nec ad voluptatem tantum hæc Thracica libido est, sed in parte comitatis, & pene disciplinæ. Venalis quorundam principum gratia pretio tam infami, sive quærentium comites vitiorum sive legatis advenisve hospitalem parantium mensam. Nam Germani nulla comitate suavius, quam longo nec sobrio convivio peregrinos credunt excipere, & tunc verissimam ab ipsis hospitibus benevolentiam in se expromi, ubi mutuis poculis inundare non abnuunt. Id illic summa urbanitas, & coëuntibus prima amicitia animis in fœderis locum. BARCLAIUS l. c. p. 55.

nug, jedoch selbst mit Zweifel an einen guten Erfolg an den Tag gelegt habe. Auch die Reformation brachte in diesem Stücke keine Aenderung zuwege; ein sicheres Zeichen, daß Verfeinerung der Sitten und des Geschmackes, und ein unzertrennlich mit ihnen zusammenhängender Grad der Aufklärung selten von der Religion oder auch von Gesetzen, besonders solchen, die bloß verbietend sind, und dem Uebel nicht durch vernünftige Gegenanstalten vorzubeugen suchen, abhänge. Ein gewisser Zusammenfluß physischer und moralischer Ursachen wird hier auch ohne Gesetze, und ohne Religion, da wo er einmal vorhanden ist, mit Kraft und unaufhaltsam fortwirken, und wo er sich nicht findet, wird auch das Uebrige wenig helfen. Man kann hier noch die Bemerkung machen, daß eben diejenigen Länder, wo die Reformation in Deutschland ihren Hauptsitz hatte, auch noch die Haupttrinkländer wie in den vorigen Zeiten waren, nehmlich Ober- und Niedersachsen g).

Nur in einem Nebendinge zeigte sich eine Verschiedenheit. Zuvor bediente man sich goldener oder silberner, oder anderer metallener Pocale und

g) LES ETATS, EMPIRES &c. pag. 663.

und Becher. Fürstliche Höfe hatten ganze Rüstkammern davon, große und kleine, und von den verschiedensten Figuren; keine Gattung von Thieren und selbst Bäume ausgeschloßen. Man zeigte sie den Fremden zu Befriedigung ihrer Neugierde eben so, wie heut zu Tage Kunst- und Naturalienkabinete. Kaiser Maximilian II. bediente sich auf dem Reichstag zu Speyer 1570 bloß eines crystallenen Bechers. Die Sache erregte Aufmerksamkeit. Einige Aerzte behaupteten öffentlich Crystall und Glas sey unschädlicher für die Gesundheit als Metalle, und bald war der Gebrauch des Glases unter den Großen und Niedern sehr gemein in Deutschland h), ohne jedoch daß die alten Pocale, welche manchmal als kostbare Familiendenkmäler angesehen wurden, sich ganz verdrängen ließen.

Man muß endlich noch bemerken, daß auch Ausländer der Nation das Zeugniß der Redlichkeit und Aufrichtigkeit beygeleget haben, die man sogar an dem gemeinen Mann, der sich zu Kriegsdiensten brauchen ließ, bewunderte i). Die Na-

 tion

h) Céllius Equ. Aurat. Würtenb. pag. 196. seq.

i) Ignota ibi perfidia, etiam in venali fortitudine stipen-

tion selbst hielt sich falscher und hinterlistiger Handlungen so unfähig, daß wenn Spuren davon entdeckt wurden, man ihnen den Namen wälscher Practiken beylegte, welcher alles Gehäßige in sich zu fassen schien, was sich davon denken und sagen läßt.

So viel auch in Deutschland geschrieben und gedruckt ward, mehr als vielleicht irgendwo, so stand doch die deutsche Gelehrsamkeit nicht in vorzüglicher Achtung bey Auswärtigen. Man machte den deutschen Gelehrten den Vorwurf, daß sie begieriger wären zu lehren, als zu lernen, daß sie mehr schrieben, als sie gelesen und verdaut hätten, und daß sie ihren gelehrten Ruf nach der Zahl und Größe der von ihnen herausgegebenen Bücher schätzten. Gleichwie aber ihre Denkkraft nicht die schärfeste, so sey sie dagegen zu ewig anhaltenden Arbeiten gemacht, so daß andere zwar auf eine bessere Art, sie aber mehr wissen könnten k). Die viele theologischen und juri-

stipendia merentium. Ne ingenium quidem fraudis aut odia sub amicitiæ titulis latent, & omnino ingentia scelera verecundi populi Simplicitas ignorat. BARCLAIUS l. c. p. 57.

k) Literæ in multis locis cultæ inter homines minus

juristischen Folianten, die in Deutschland zum Vorschein kamen, und die sich ungeachtet aller Bemühungen eines Erasmus wieder so sehr dem alten scholastischen Geschmack, sowohl was die abgehandelten Gegenstände, als die Einkleidung betrift, näherten, konnten in der That nicht die beste Empfehlung bey den Ausländern seyn. Vermöge der allgemein gewordenen Disputirsucht würde man geglaubt haben, die Wissenschaften zu entehren, wenn man ihnen durch ein zierliches gschmackvolles Gewand mehr Eingang zu verschaffen gesucht hätte. Sie war es auch, die die wahre Philosophie und ein ruhiges, unpartheyisches Forschen nach Wahrheit hemmte, ja was davon bereits vorhanden war, größtentheils wieder verscheuchte.

Wie wenig wahre Aufklärung durch alle die bisherigen theologischen Bemühungen verbreitet worden, bezeuget uns nicht nur allein die Fort-

N 5 dauer

nus ſciendi avidos quam docendi. Plura quam legerint ſcribunt, & ſuam famam ex voluminum, quæ edunt numero aut magnitudine æſtimant. Vis mentium ut opaca, ita ad æternitatem laborum eſt robuſta, ut ceteri melius quidem ſcire, illi vero plura poſſint. BARCLAIUS l. c. C. 5. pag. 57.

dauer so vieler abergläubischer Meynungen, sondern auch der alle Schranken übersteigende Haß der verschiedenen Religionspartheyen unter einander. Unter jenen verdient den ersten Platz der Glaube an Hexerey und die damit verbundenen Wirkungen des Teufels. Derselbe reicht zwar bis an ein hohes Alterthum hinauf; aber wer hätte vermuthet, daß ihm jetzt erst mehr Opfer sollten gebracht werden, als es bey weiten nicht zur Zeit der Barbarn geschah, und daß selbst die Protestanten durch ihr Beyspiel voran gehen, und auch bey den Katholischen den Eifer, Hexen zu verbrennen, anfachen würden.

Allerdings glaubte man auch in andern Ländern an Hexen. In Frankreich schrieb sogar der scharfsinnige und gelehrte Bodin ein eigenes Buch, um das Daseyn derselben zu beweisen. Und selbst der wegen seines Scharfsinns und großen Klugheit so gepriesene Cardinal Richelieu hatte grossen Antheil an der Hinrichtung des Urbain Grandier, der die armen Ursulinerinnen zu Loudun sollte bezaubert haben. Von England sagt ein deutscher Reisebeschreiber ganz naiv: „Viel Hexen werden darinnen gefunden, und beschieht ostermalen durch Hagel und andere Ungewitter großer

Scha-

Schaden" 1). Er wäre auf diese Gedanken nicht verfallen, wenn ihm nicht Engländer selbst so schöne Sachen von ihrem Vaterlande erzählt hätten. Was die Aussagen der Hexen in Schottland auch in Staatssachen für Einfluß gehabt, und zu was für Staatsinquisitionen sie Anlaß gegeben, zeigen uns die Memoires des Melville.

Allein Deutschland übertraf diese Länder bey weiten, nicht sowohl aus angebohrner Leichtgläubigkeit, als einer ganz zufälligen Ursache. Kein Mann hat vielleicht so fest an die Erlösung der Welt aus der Sclaverey des Teufels geglaubt, als Luther; keiner aber auch so fest an die Macht und Wirkung des Teufels. Gleichwie er sich als den Wiederhersteller des Evangeliums und des Reichs Jesu ansah, so war er auch fest überzeugt, daß nun der Teufel seine letzten Kräfte aufbiete, um sein eigenes Reich zu erhalten. Alle Dinge, die dem Evangelium Hinderniß in den Weg legten, z. B. der Bauern Aufstand, die Unternehmungen Münzers, die Unruhen der Anabaptisten zu Münster, kamen von dem Teufel. Von ihm wurden alle Gegner Luthers regiert und angetrieben

1) Wahrhafte Beschreibung zweyer Reisen Herzog Friederichs von Würtemberg. Tübingen 1604. p. 33.

ben, ihm entgegen zu arbeiten m). Diese Gesinnungen mußten sich durch seine Schriften auch auf seine Nachfolger fortpflanzen, und weil Hexen und Zauberer als eines der Hauptwerkzeuge angesehen wurden, wodurch der Teufel seine Ränke ausübe, und wahren Verehrern Christi Schaden zufüge, so mußte man auf ihre Ausrottung bedacht seyn n).

Eifri-

m) Wenn man an des Menschen täglichen Reden und Aufsätzen, die nicht studirt sind, und eben daher aus dem Herzen fließen, am besten sehen kann, welches die herrschenden Ideen desselben sind, so zeigen uns auch diese, wie stark Luther an die Wirksamkeit des Teufels geglaubt habe. Man wird z. B. in seinen erst von Schütz herausgegebenen Briefen kaum einen einzigen auch noch so kurzen finden, in welchem nicht Meldung vom Teufel geschehe, der sich seiner Meynung nach sogar in seine Hausangelegenheiten mischte, um ihn um sein Ansehen zu bringen, und dadurch ausser Stand zu setzen, ihm zu schaden.

n) Im Braunschweigischen gingen die Executionen von 1590 bis an das Ende des Jahrhunderts so stark, daß oft auf einen Tag 10, 12 verbrannt wurden, und daß, wie eine gleichzeitige Chronik erzählt, der Ort vor dem Lechelnholze in Wolfenbüttel, wohin die Hexen aus dem Calenbergischen und Wolfenbüttelschen geliefert werden mußten, von den Brandpfählen anzusehen war als ein kleiner Wald. SPITTLER l. c. p. 307.

Eifrige Katholische schrieben vielmehr die bisherigen Religionsneuerungen auf Rechnung des Teufels, ohne jedoch daß ihr Glaube an Hexen dadurch Zuwachs erhielt. Da man die so angehäuften Executionen und Verbrennungen der Hexen weit früher in dem nördlichen als südlichen Deutschland entdeckt, so ist es wahrscheinlich, daß sich diese gesetzlichen Justizmorde von dem erstern in das leztere gezogen haben.

Es gibt keinen sichereren Probierstein wahrer Aufklärung als Duldsamkeit gegen Andersgesinnte. Je größer, einsichtsvoller und erhabner der Mann, desto mehr Nachsicht gegen Irrthümer und Gebrechen anderer Menschen; so auch von ganzen Nationen, oder dem größern Theil derselben. Wie weit aber die Deutschen davon entfernt gewesen, zeigen uns die polemischen Schriften, mit welchen Katholische und Protestanten, Reformirte und Lutheraner, Cryptocalvinisten und andere gegen einander zu Felde gezogen. Diese fast unbegreifliche Bitterkeit hatte sich sogar auf die politischen Schriften der damaligen Zeiten verbreitet. Alles, was von solchen zwischen kriegführenden Theilen jemals ist gewechselt worden, muß an hervorleuchtender Animosität und Erbitterung, an Haß und

Parthenengeist jenen weit nachstehen, welche der dreyßigjährige Krieg hervorgebracht hat. Ausländer wunderten sich zwar, warum die Religionstrennung in Deutschland nicht bereits eben so viele Unruhen, Empörungen und andere tragische Vorfälle verursachet, als in Frankreich und England; allein jetzt ward der Ersatz auf eine Art gemacht, die sich gewiß keine andere Nation gewünscht hätte.

Drey=

Drenzehntes Kapitel.

Ferdinand II. Große Gefahr, die ihm in seinen eigenen Erblanden bevorstund.

Von den sechs erwachsenen Söhnen Kaiser Maximilians II. lebte noch der einzige Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, aber ebenfalls kinderlos und schwächlich. Er hatte bereits zu Gunsten seines Vaters Bruders Sohnes des Erzherzogs Ferdinand von Steyermark Verzicht auf allen Besitz der österreichischen Erblande gethan, ein dem Schein nach großes, aber in den damaligen Umständen gewiß wenig anziehendes Geschenk. In einer bedenklichern Lage hatte kaum jemals ein Fürst die Regierung angetreten als Ferdinand. Auf welchen Theil seiner Staaten er die Augen heftete, stand entweder alles in lichterlohen Flammen, oder glimmte ein noch gefährlicheres Feuer unter der Asche.

i. Jahr 1619.

Die Böhmen befanden sich nicht nur allein noch in den Waffen, sondern nun nicht mehr zu-

frie-

frieden mit ihrer eigenen Vertheidigung, bedrohten sie das benachbarte Oesterreich und selbst dessen Hauptstadt mit einem Ueberfall. Schlesien hatte bereits öffentlich ihre Parthey genommen, und Mähren war im Begriff es zu thun. In Oesterreich ob und unter der Enns wartete man von Seite der Protestanten nur auf eine günstige Gelegenheit dazu. An eine Huldigung war noch nicht zu denken. Die Ruhe von Ungarn hieng bloß von dem Ansehen des katholischen Palatinus ab, einem viel zu schwachen Damm gegen den von mehreren Orten, besonders von Siebenbürgen aus einbrechenden Strohm. Selbst in Steyermark, Kärnthen und Krain machten die noch übrigen Protestanten zwar keine so lärmenden, aber gewiß nicht zu verachtenden Bewegungen. Und damit nichts abgieng, was Furcht und Schrecken erregen konnte, verbreitete sich auch der Ruf von grossen Zurüstungen der Türken, ohne daß man wissen konnte, ob sie gegen Ungarn oder Pohlen feindlich gesinnt seyen. Bedenklicher als alles übrige war vielleicht der große Haß und das unheilbare Mißtrauen aller Protestanten auch ausser den österreichischen Staaten, das sich Ferdinand durch seine rasche Reformation in Steyermark, durch seinen unbegränzten Eifer für die katholische Religion,

und durch seine übertriebene Anhänglichkeit an die Jesuiten zugezogen hatte. Der größere Theil derselben arbeitete nun öffentlich an seinem Untergang, ohne daß man wußte, wie sich der übrige dabey verhalten werde. Ob Frankreich nun nicht ebenfalls seinen alten Maximen zufolge sich zu Oesterreichs Feinden gesellen, und dadurch wenigstens die ohnehin weit entfernte und unsichere spanische Hilfe unwirksam machen werde, mußte gewiß für jeden Politiker das größte Räthsel seyn. In diesen Umständen den Muth nicht ganz sinken zu lassen, war schon das Betragen einer nicht gemeinen Seele. Allein Ferdinand that noch mehr, voll Vertrauen auf Gott, sich, seine Sache, und vielleicht auch das Glück seines Hauses sah er dem Sturm mit festem Blick entgegen, und suchte die noch übrigen wenigen Hilfsmittel, so gut als möglich zu benützen, mit dem unabänderlichen Vorsatz, lieber alles, selbst das Leben zu verlieren, als einem seinem Gutdünken nach schimpflichen, und seinem Gewissen zu nahe tretenden Vergleich einzugehen a).

Er

a) Wie einer der größten Staatsmänner der damaligen Zeit und warmer österreichischer Patriot, der Gesandte am

Er gebrauchte jedoch im Anfang nur gelinde Mittel, sey es, daß er die Schwierigkeit erst eingesehen, die Böhmen durch die Waffen zu bezwingen, oder der Welt zu zeigen, daß er nichts unter-

am Madriter Hof Graf Franz Christoph von Khevenhiller diese Umstände angesehen, wird nicht überflüßig seyn hieher zu setzen: „Nach diesem Todesfall (des Kaiser Matthias) hat König Ferdinand in Extremis versiret: Böheim war ausser Budweiß von Rebellen mit Hilf der Schlesier und Mährer eingenommen, Ungarn überzog Bethlen Gabor, die Ober- und Unterösterreicher wollten nicht huldigen, und zogen mit Hilf der Böhmen vor Wien, ihren natürlichen Erb und gekrönten Herrn zu belagern, und ihm die Straß nach dem Wahltag zu verlegen. Seine Erbländer traten so weit mit den Rebellen zusammen, daß er seine junge Herrschaft (Kinder) von Grätz nach Tyrol zu flüchten Vorhabens gewesen. In seiner Burg war er nicht sicher, durch seine Feinde mußte er ohne Volk und Waffen nach dem zu Frankfurt ausgeschriebenen Wahltag reisen, seine Einkommen hatten die Rebellen innen, und führten damit Krieg. Die Neutralen hebten allbereit an zu wanken, die Treuen das Herz zu verlieren, und die Widrigen faßten solchen Muth, daß sie allbereit berathschlagten, was mit Ferdinands Person, dessen jungen Herrschaften und Brüdern zu thun, und wie ihre Königreiche und Länder auszuthei-

terlassen habe, den Frieden wieder herzustellen. Er schrieb sogleich nach des Kaisers Tod an die ehemaligen Statthalter, und erboth sich seinem gegebenen Worte gemäß, die Freyheiten und Privi-

theilen seyen; das Kriegsvolk war unwillig, gegen den Feind wenig, und hatte weder Sold noch Essen, die fremde Hilf stunde noch in fernen Landen, und alle Päße im Reich und dem Land ob der Enns waren gesperrt, Chursachsen sah auf Baiern, und Baiern auf Chursachsen, wollte keiner den ersten Angriff thun. Unterdessen zogen die Unirten an, und der Türk rüstete ein mächtiges Kriegsheer aus, so man nicht wußte, ob es gegen Polen oder Ungarn angesehen; und viele auch der geheimsten riethen zu einem der Religion und dem Erzhaus spöttlichen und verderblichen Accord. Da möchte einer wohl fragen, auf was sich Ferdinand damals verlassen, und wer mit ihm seinen Stand verwechseln wollte. Unangesehen aber alles dessen hat der hochlöblich Herr niemals verzagt, ist beständig in Religion und Zuversicht gegen Gott verblieben, der hat ihn in seinen Schutz genommen, und ihm wieder aller Menschen Vernunft über dieses rothe Meer geholfen; und je mehr seine Feinde getobt, und ihn zu den Waffen genöthigt, je mehr Victorien hat er erhalten, und die Religion dadurch befördert, und also seine Königreiche und Länder zur Ruhe gebracht, daß er sie nicht allein jure succeſſionis, sondern auch jure armorum besitzt. Annal. T. IX. p. 337.

legien des Königreichs zu bestättigen. Noch einen nähern Schritt zur Aussöhnung that er, indem er durch Boucquoi den Befehlshabern der böhmischen Truppen einen Waffenstillstand antragen ließ. Allein diese gaben vor, sie hätten von ihren Directoren keine Befehle dazu b).

Das an die Statthalter erlassene, und von diesen den Ständen überreichte Schreiben ward nicht einmal einer Antwort würdig gehalten, weil es nicht an die Directoren gestellt sey, sondern an Leute, die sie schon lange nicht mehr als Statthalter erkannt hätten, und die zum Theil Schuld an dem jetzigen Unwesen wären. Ferdinand überschickte dem ungeachtet die Confirmation der Privilegien, und zwar doppelt, damit das eine Exemplar den Directoren könnte eingehändiget werden. Abermal umsonst, denn diese sandten das Ihrige ohne alle Antwort nach Wien zurück, weil ihnen der gebührliche Titel der Directoren und des Theils sub utraque nicht gegeben sey. Dagegen verdoppelten sie ihre Kriegsrüstungen, Ferdinanden aber machten sie es zu einem neuen Verbrechen, daß er die kaiserlichen Truppen nicht nach des Kaisers Tod

b) Kaiser Ferdinand Gegenbericht. Theat. Europ. T. I. pag. 179.

Tod sogleich aus Böhmen abgerufen, und verabschiedet habe.

Um nichts unversucht zu lassen, schlug Ferdinand in einem abermaligen Schreiben den Ständen vor, einige Personen aus ihrem Mittel nach Wien zu schicken, um sich mit ihnen über die Beylegung der Unruhen zu berathschlagen. Auch dieses war fruchtlos; anstatt einer Antwort rückte Graf Thurn mit einigen tausend Mann nach Mähren, um auch dieses Land gegen Ferdinand in die Waffen zu bringen. Dasselbe war durch die Verwendung des Cardinal von Dietrichstein als Bischofes von Ollmütz, des Fürsten Karl von Liechtenstein, und des zwar der Secte der sogenannten mährischen Brüder eifrig zugethanen, jedoch seinem Landesherrn äusserst getreuen und ganz friedfertig gesinnten Karl von Zierotin bis dahin in Ruhe und Ordnung erhalten worden. Allein die Gegenparthey durch die Annäherung der böhmischen Truppen ermuntert, siegte nun auch hier. Man bemächtigte sich der Stadt Brünn, setzte die alten Landesbeamten ab, und ernannte an ihre Stelle nach dem Beyspiel der Böhmen sogenannte Directoren. Ja die Mährer thaten noch mehr, als selbst jene, indem sie alle geistlichen Güter einzogen, und diejenigen von den Ständen, die ihr Betra-

gen nicht billigten, als Landesverräther, und auf ewig aus Mähren verwiesen erklärten c).

Nachdem in Mähren alles nach Wunsch der Böhmen abgelaufen, nahm Thurn seinen Weg nach Oesterreich, theils auch dieses Land in die allgemeine Conföderation zu ziehen, theils Ferdinanden von da nach Steyermark, oder vielleicht gar aus seinen noch übrigen Ländern zu verdrängen. Das bisherige Betragen der Oesterreicher war ihm gleichsam zum Voraus Bürge von dem guten Erfolg. Noch zu des Kaisers Lebzeiten hatten sich die Oberösterreicher nach dem Beyspiel der Böhmen eigenmächtig bewaffnet, die Pässe ihres Landes befestigt, und mit Mannschaft besetzt, um selbst den Völkern des Kaisers den Eingang zu verwehren. Nach dessen Tod wollten sie nicht nur allein Ferdinanden die Huldigung nicht leisten, weil Erzherzog Albrechts Vollmacht nicht dem alten Herkommen gemäß ausgestellt sey, sondern sie zogen die Landesregierung ganz an sich, und suchten durch öffentliche Schriften ihr Verfahren zu rechtfertigen. Da der Verfasser davon, Erasmus Tschernembel hauptsächlich auf das Herkommen sich bezog, antwortete der Hof, hier finde keine

Aehn-

c) Ibid. pag. 180.

Aehnlichkeit mit dem Vergangenen statt. Das regierende Haus sey nicht ausgestorben, das Recht der noch vorhandenen Prinzen keinem Zweifel unterworfen, an eine Minderjährigkeit oder an eine Uneinigkeit unter ihnen, oder streitige Theilung sey nicht zu gedenken; und dieses seyen doch die Fälle, auf welche sich die angeführten Thatsachen beschränkten. Wolle man aber auch, ohne zu untersuchen, was jedesmal von einer willkührigen Nachsicht der Landesherrn abgehangen, bloß auf Thatsachen Rücksicht nehmen, so habe gerade der Hof die auffallendsten und lezten für sich, indem Ferdinand I., als die Landstände nach dem Tod Maximilians I., die in dessen Testament angeordnete Landesverfassung, unter dem Vorwand der Abwesenheit seiner Nachfolger umgeworfen, den Haupturhebern davon die Köpfe abschlagen lassen, eben weil sie in die landesherrlichen Rechte eingegriffen.

Allein hier half kein Raisonniren, kein Mahnen, keine neue Vollmacht, die indessen Erzherzog Albrecht ausgestellt hatte, indem die Stände fest entschlossen waren den Ausgang der böhmischen Angelegenheiten abzuwarten, um dann auch sich einen Regenten und Regierungsform, wie sie sicher hofften, nach Belieben wählen zu können.

In Niederösterreich hegten die protestantischen Stände im Grund zwar die nehmlichen Gesinnungen, sie giengen aber etwas behutsamer zu Werke, indem der katholische Theil der Stände sich indessen in soweit erholt hatte, daß der Hof durch ihn das Gleichgewicht erhalten konnte, und nicht alles Gehässige brauchte auf sich zu nehmen. So willfährig sich aber auch die Katholischen zur Huldigung bezeigten, so sehr erschwerte sie der protestantische Theil unter eben dem Vorwand, wie die Oberösterreicher, weil die Vollmacht Erzherzog Albrechts nicht gehörig ausgestellt sey, wegen deren sie eine nähere Erklärung durch ihre Abgeordnete wollten einholen lassen. Erzherzog Albrecht sollte mit aller Gewalt ihr Herr seyn, damit sie in der That keinen hätten. Dabey verlangten sie, daß alle politische und Religionsprivilegien durch einen besonderen Revers vorher confirmirt, die dawider im Land eingerissenen Beschwerden aufgehoben, die Gerichtsstellen mit Personen gleicher Anzahl von beyden Religionen besetzt, und alles, was dem Land zu Schaden gereichen möchte, abgeschaft, die mit den benachbarten Königreichen und Landen 1608 getroffenen Conföderationen bestätiget, und die neuerdings von der Krone Böhmen angesuchte und weder gegen das Haus Oester-

reich

reich noch die katholischen Stände angesehene Union in das Werk gesetzt werde d).

Ueber diese Puncte ward disputirt, bis Graf Thurn in Oesterreich einrückte, und die Gränzstadt Laab aufforderte; eine Erscheinung, die nothwendig die verschiedensten Wirkungen in den Gemüthern hervorbringen mußte, Frohlocken bey den Protestanten, Niedergeschlagenheit bey den Katholischen. Beyde Theile schickten eine besondere Gesandtschaft an den Grafen, um sich zu erkundigen, warum er Oesterreich feindlich behandle, da doch das Land sich gegen Böhmen nichts habe zur Schuld kommen lassen. Den Katholischen antwortete Thurn: „was die Böhmen bis daher gethan, dazu seyen sie gezwungen worden, er wollte auch noch nicht gern ohne Ursach wider jemand etwas vornehmen; allein wenn er irgendwo geworben Volk wisse oder finde, so suche er es auf, seinen Feinden setze er nach, und sollten sie gar zu Jerusalem seyn."

„Zwischen den Katholischen und Evangelischen müße eine Gleichheit seyn, die einen wären so gut als die andern; wenn auch die Katholischen eine Zeit her wie das Oel auf dem Wasser oben geschwommen, die Evangelischen aber untergedruckt,

d) Raupach Evang. Oesterreich III. Th. p. 394. seq.

verachtet, und verfolget gewesen, so könne man solches nicht länger leiden, es müße eine Gleichheit ohne Unterschied der Religion gehalten werden, was ein Theil hätte, müßte dem andern auch gelten, und nur auf solche Art sey beständiger Frieden und wahre Vereinigung herzustellen; er werde übrigens gegen keinen Ort etwas unternehmen, wenn nicht Kriegsvolk darin sey, oder man Ursach dazu gebe."

Auch die protestantischen Abgeordneten brachten nichts zurück, als Vorwürfe wegen der Ausschweifungen des kaiserlichen Volks in Böhmen und Thurns Drohungen in Oesterreich ein gleiches vorzunehmen. Die Stände dieser Religion legten es Ferdinanden schriftlich vor Augen mit dem bedenklichen Zusatz, daß sie nach der jetzigen Beschaffenheit der Sachen zur Sicherheit ihrer eigenen Personen, Weiber, Kinder und Unterthanen eine nothwendige Defension vornehmen müßten e): das ist, daß sie sich ungefähr auf eben den Fuß, als die Böhmen und Mährer setzen würden.

e) LONDORP. P. I. pag. 609. seqq.

Vierzehntes Kapitel.

Ankunft des böhmischen Heeres vor Wien. Kaiserwahl.

Thurn erschien endlich gar vor Wien. Seine Leute wagten sich so nahe an die Stadt, daß sie selbst in die kaiserliche Burg schossen, wo Ferdinand von öffentlichen und heimlichen Feinden umgeben sich aufhielt. Hier war es, wo seine durch die widrigsten Zufälle nicht zu erschütternde, und selbst von seinen Feinden bewunderte Standhaftigkeit sich vorzüglich zeigte, und wenn nicht alles zu Grunde gehen sollte, sich zeigen mußte. Hätte er Wien verlassen, so wäre die Stadt und mit ihr ganz Oesterreich, und mit diesem selbst die Aussicht auf das Kaiserthum verlohren gewesen. Einen bloßen Herzog aus Steyermark würden die Churfürsten kaum gewählt haben, besonders da den Böhmen nichts leichter würde gewesen seyn, als mit Hilf der Oesterreicher ihn vollends von Grätz zu vertreiben.

i. Jahr 1619.

Eben

Eben dieses Ausharren zu Wien war aber auch eine Sache von äusserster Gefahr. Hätte sich Thurn durch sein Einverständniß mit mehreren Protestanten aus dem Adel und der Bürgerschaft, oder auf was immer für eine Weise der Stadt bemächtiget, wie er bereits sicher darauf zählte, da sie ohnehin zu keiner Belagerung vorgesehen war, so war Ferdinand für immer verlohren. Schon sprach der protestantische Pöbel von Einsperrung in ein Kloster, von Erziehung seiner Kinder in der protestantischen Religion, Herbeyrufung eines andern Herren und dergleichen. Die Stände eben dieser Religion aber machten kein Geheimniß aus ihrer Conföderation, die sie im Begriff waren mit den Böhmen zu schliessen, auch mit der angedrohten Defension oder Bewaffnung fuhren sie ungescheut auf ihren Gütern fort; ja sie wurden so übermüthig, daß sechzehen aus ihrem Mittel mit einer ganz ungewöhnlichen Dreistigkeit vor Ferdinanden traten, ihn mit Vorwürfen wegen der Ausschweifungen seiner Truppen überhäuften, und mit Ungestümm die Einwilligung sowohl zu ihrem Bündniß mit den Böhmen als ihrer Bewaffnung verlangten. Der in der Folge namentlich als Rebell erklärte Andreas Thonradtel Herr von Evergassing soll ihn sogar bey den Knöpfen des

Wam-

Wammes ergriffen haben, mit dem stolzen Bedeuten: ob er die vorgelegten Puncte nicht sogleich unterschreiben wolle a).

Allein in einem Augenblick änderte sich die ganze Scene, indem als eben dieses in dem Inneren der Burg vorgieng, fünfhundert Dampierrische Cüraßiere unter dem Obersten Santelier b) ansien.

a) Eine geschriebene lateinische Nachricht legt ihm die Worte in den Mund: Ferdinandule non subscribes? Khevenhiller gedenkt zwar dieses besonderen Umstandes nicht, aber selbst auswärtige Schriftsteller führen ihn an: Wassenberg sagt: Jam XVI. Viri fastu intolerabili, triste palatium subeuntes, quidquid extorquere conceperunt, superba periodo supplicabant & (grande nefas) præ sacra dextera & manus osculo Cæsarei thoracis nodulos prenantes responsum libello supplici urgebant, in quo nihil humile, nihil supplex tamen excepto vocabulo legeretur. EVERHARDI WASSENBERGII. *Panegyricus* Ferdinando III. dictus Colon. M. DC. XLVII. pag. 9.

b) Eigentlich St. Hilaire einem Franzosen. Ihm ward dafür das oberste Schiffamt zu Wien erblich eingeräumt, welches seine Nachkommen bis hundert eilf Jahre genoßen haben. Das Regiment selbst führt jetzt den Namen Hohenzollern. Zur Belohnung ward ihm das

anfiengen unter Trompetenschall auf dem Burgplatz aufzumarschieren. Boucquoi hatte sie zu Crems auf der Donau einschiffen lassen, so daß sie ganz unvermuthet zu Wien eintrafen, durch das Fischerthor in die Stadt rückten, und sich auf den Burgplatz postirten, um dort fernere Befehle abzuwarten. Wie vom Donner getroffen entfernten sich die nun um ihre Köpfe besorgten ständischen Deputirten, und viele vom Adel sowohl als der Bürgerschaft flüchteten sich sogar in das Thurnische Lager. Da bald darauf auch einiges Fußvolk in die Stadt eintraf, und selbst die Studenten wie auch sechzehnhundert Bürger unter die Waffen getreten waren, verlohr sich nach und nach die Furcht, und verschwand zuletzt gänzlich, als Thurn durch die Manßfeldische Niederlage gezwungen ward, eilends nach Böhmen zurück zu kehren. Boucquoi als Meister in der Kriegskunst war den Böhmen nicht nachgerückt, sondern zufrieden damit, der Stadt Wien wenigstens

das Recht ertheilt, so oft es die Gegend von Wien zu passiren habe, über den Burgplatz durch die Stadt marschiren zu dürfen, anstatt daß andere Regimenter zwischen der Stadt und den Vorstädten vorbey marschieren. Erst noch vor einigen Jahren hat es sein Privilegium wirklich in Ausübung gebracht.

stens so viel an Hilfsvölkern geschickt zu haben, als zu ihrer Sicherheit hinlänglich schien, setzte sich um so fester in und um Budweiß, als auf welchem allein noch die Hoffnung, Böhmen wieder zu erobern, beruhte. Die böhmischen Generale Graf Hohenlohe und Manßfeld wollten ihn zwar durch Abschneidung der Zufuhr nöthigen, seinen Posten zu verlassen. Allein unversehens überfiel er Manßfelden, und brachte ihm eine solche Niederlage bey, daß er nach einem Verlust von beynahe 3000 Mann sich selbst kaum durch die Flucht retten konnte. Prag fürchtete nun eben das Schicksal von Boucquoischer Seite, welches Wien von Thurnischer besorgte. Und Thurn, über die protestantischen österreichischen Stände aufgebracht, weil sie ihm mehr zugesaget, als sie halten konnten, nahm in größter Eile den Rückweg nach Böhmen. Ferdinand aber machte sich reisefertig zur bevorstehenden Kaiserwahl nach Frankfurt.

Da Ferdinands Regierung selbst in Oesterreich noch so schwankend war, daß es ungeachtet seines unstreitigen Erbrechtes ihm bis daher unmöglich gewesen, zur Huldigung zu gelangen, so konnte die Kaiserwürde, wenn er seine eigene Erbländer verlieren sollte, ihm vielmehr zur Last fallen, oder

zu

zu nichts dienen, als ihm sein Unglück desto fühlbarer, in den Augen der Welt aber um so auffallender zu machen. Sie öffnete ihm aber auch Aussichten zum Beystand, und gab schon dadurch seiner Sache ungemeinen Vorschub, daß sie von einem so ansehnlichen Collegium als das Churfürstliche für die rechtmäßige erkannt, auch dem größern Theil der Reichsstände, wo nicht allen als solche erscheinen mußte.

So wenig dieses seinen Feinden verborgen seyn konnte, so große Mühe gaben sie sich, seine Absichten zu vereiteln. Das Kaiserthum von Oesterreich wegzubringen, gehörte ohnehin zu den Entwürfen der Häupter der Union, wenn auch kein österreichischer Prinz sich etwas gegen sie hätte zur Schuld kommen lassen. Ferdinanden aber davon zu entfernen, würde ihnen nothwendig geschienen haben, wenn er auch kein österreichischer Prinz gewesen wäre c). Und da an einen protestantischen Wahl-

c) Caraffa beschreibt ihre Bewegungen folgender Maßen: Omnem lapidem movebant, ut illam actionem (Electionem) differrent Electores: Bohemos instigabant, ut Ferdinandum a Collegio excluderent; Saxonicos, ut Votum denegarent, sibi ipsis nunc hunc;

Wahlcandidaten wegen des großen Abscheues der geistlichen Churfürsten, und selbst der Gewohnheit, die bey dem großen Haufen die Stelle von Gründen vertritt, noch nicht zu denken war, hatte Churfürst Friederich von der Pfalz noch bey Lebzeiten des Kaiser Matthias bey einem Besuch zu München seinem Vetter dem Herzog Maximilian Anträge darüber gemacht, die aber nicht sobald angebracht, als zurückgewiesen wurden. Die Unterhandlung bey Savoyen war nicht besser gelungen, indem der Herzog gegen alle Erwartung der Unirten anstatt der leeren Würde des Kaiserthums, nach der ungleich wichtigeren aber von den Unirten bereits verschlungenen Krone von Böhmen die Hand ausstreckte. „Wenn er Kaiser seyn solle, müße er in Deutschland festen Fuß haben, um seine Residenz dort aufschlagen zu können; dagegen wolle er durch sein Ansehen, durch Waffen und andere Mittel dem Churfürsten von der Pfalz Ungarn, einen Theil von Oesterreich und das Elsaß

hunc, nunc illum tantum ad odium Ferdinandi proponebant; ac tandem diabolum ipsum Ferdinando præferri debere censebant. *Comment. de Germania sacra restaurata.* Coloniæ CIↃ. IↃ. C. XXXIX. pag. 72.

saß verschaffen" d). So wenig dieses Ansinnen nach dem Geschmack der Häupter der Union war, so machte doch das heftige Verlangen nach Geld und fremder Unterstützung, daß auf einer Zusammenkunft des Churfürsten von der Pfalz, des Marggrafen Joachim Ernst von Anspach, und Fürsten Christian von Anhalt zu Creilsheim
den 20. März. beschlossen ward; lezterer sollte selbst nach Turin reisen, und dem Herzog die Versicherung geben, daß man von Seite des Churfürsten suchen werde, die Böhmen für ihn zu gewinnen, wenn er ja die von ihm verlangten Bedingungen erfüllen werde, vor allem aber müßte er drey Millionen Ducatons oder wenigstens zwey in Deutschland niederlegen, das Manßfeldische Corps noch ferner unterhalten, Elsaß, das an Pfalz sollte abgegeben werden, auf seine eigene Kosten erobern, und die Rupublik Venedig zu einem Geldbeytrag und Diversion in Friaul bereden. Projecte dieser Art mußten nothwendig von selbst in ihr Nichts zurückfallen, da jeder Theil nur haben, keiner mit Ernst geben wollte.

Weil auch von dieser Seite alles zu ungewiß war, sollte Ferdinanden wenigstens die Hilfe von aus-

d) Appendix Archivii pag. 310. seqq.

aussen, besonders die spanische, auf die er sich nach den gegenwärtigen Umständen seiner Erblande am meisten verlassen mußte, abgeschnitten, die Kaiserwahl aber so lange verschoben werden, bis ein entscheidender Schlag in Böhmen und Oesterreich ihm entweder selbst das Verlangen darnach, oder die Tauglichkeit dazu in den Augen der Wählenden benehmen würde. Alles schien gewonnen zu seyn, wenn Chursachsen mit einstimmte. Man gab sich daher von pfälzischer Seite alle Mühe, ihm die große Gefahr vor Augen zu legen, die dem ganzen Reich, besonders den Protestanten und der Wahlfreyheit durch die Einführung des vielen fremden Volkes, das Ferdinand aus den Niederlanden und Italien erwartete, bevor stünde; „nun, hieß es, werde das Project des Erzherzogs Maximilian wegen der unentbehrlichen Armirung, und der damit verbundenen Succession im Reich, wie man die Wahl bereits angefangen habe, zu nennen, in der That erfüllt. Die Gefahr treffe zwar jetzt nur die vorliegenden Kreise, allein die Reihe könne auch an die übrigen, besonders den Niedersächsischen, den man wegen der eingezogenen Bisthümer heimsuchen werde, kommen; vor allem müße man demnach dahin sehen, ob nicht Churpfalz und Sachsen wegen ihres

Reichsvicariats den ferneren Einmarsch aller fremden Truppen hindern, und da die Kreisverfassungen fast insgesamt zerfallen, und ohnehin in gewissen Kreisen keine Mitwirkung von den katholischen Ständen zu erwarten sey, ob nicht alle übrigen protestantischen Stände nach dem Beyspiel der Union sich in eine solche Verfassung setzen sollten, um einander bey einbrechender Gefahr hinlänglich unterstützen zu können."

„Auch sey es um so nöthiger die Wahl zu verschieben, weil sonst das ganze Reich mit in die böhmischen Unruhen könnte verflochten werden, wenn man von Seite des churfürstlichen Collegiums Ferdinanden als einen rechtmäßigen König erkennte. Die Böhmen, die bereits eine starke Abneigung gegen ihn spüren ließen, würden sich an den benachbarten Reichsständen zu rächen suchen, wodurch leicht ein allgemeines Feuer in ganz Deutschland könnte erreget werden. Vor allem müßten demnach die böhmischen Angelegenheiten beygelegt werden, dann werde sich ohne alle Schwierigkeit zur Wahl selbst schreiten lassen."

So wenig Chursachsen den ersten Antrag billigte, so sehr war es doch dafür, daß die zu Zeiten

ten des Matthias gebilligte Vermittelung vollzogen würde, jedoch machte man keine Schwierigkeit gegen den bereits ausgeschriebenen Wahltag, man sah vielmehr die Zusammenkunft der Churfürsten als ein Mittel an, die Unruhen entweder ganz zu dämpfen, oder doch ihre weitere Verbreitung zu hindern.

Mit unter machten auch die Böhmen ihre Bewegungen, jedoch nicht sowohl gegen den Wahltag, als weil Ferdinand von dem Churfürsten von Mainz als rechtmäßiger König von Böhmen dazu war beschrieben worden. Anfangs wendeten sie sich an Chursachsen: „das Wahlrecht sey kein persönliches, sondern reeles Recht, welches auf dem Churfürstenthum selbst hafte, jemand der nicht im wirklichen ruhigen Besitz des leztern sey, könne auch vermöge der goldenen Bulle das Erstere nicht ausüben.“ Sachsen antwortete: „es zweifle nicht, der Churfürst von Mainz werde dasjenige, was er angeordnet, zu verantworten wissen; übrigens gehöre die Untersuchung dieser Frage nicht für einen einzelnen Churfürsten, sondern das gesamte Collegium.“ Die Böhmen schickten hierauf eine eigene Gesandtschaft nach Frankfurt, die aber nicht als solche erkannt, sondern abgewiesen ward,

 da

da man hingegen Ferdinanden nicht die geringste Schwierigkeit in Ansehung der böhmischen Churstimme machte.

Es hatten sich zwar in ganz Deutschland dunkle und namenlose Gerüchte verbreitet, er sollte auf dem Weg nach Frankfurt aufgefangen werden, ja zu Frankfurt selbst werde er nicht sicher seyn. Er begab sich aber demungeachtet dahin. Die geistlichen in Person anwesenden Churfürsten traf er voll des besten Willens an, auch Sachsen, das wegen der Nachbarschaft von Böhmen bloß durch Gesandte erschien, gut gesinnt, nur daß erst die böhmischen Unruhen sollten beygelegt werden. Man stellte den Gesandten mündlich, und dem Churfürsten schriftlich vor, daß etwas ganz unmögliches gefodert werde, nach der jetzigen Erbitterung der Böhmen zu urtheilen, könnten Jahre vorbey gehen, ohne daß man zu dem Zweck gelange, und Deutschland so lange ohne Oberhaupt zu lassen, wäre für Böhmen und das deutsche Reich gleich gefährlich. Wenn je noch etwas auf die Böhmen wirken könne, so sey es, wenn das churfürstliche Collegium seine Gesinnungen über ihr Betragen auf eine nicht zweydeutige Art an den Tag legte."

Diese

Diese Gründe fanden Eingang. Nur verlangte der Churfürst, man sollte zugleich an der Beruhigung von Böhmen arbeiten, ohne jedoch die Wahl zu verschieben. Da Brandenburg es sich nicht entgegen seyn ließ, getrauten sich die pfälzischen Gesandten nicht einmal öffentlich ihre Gesinnungen an den Tag zu legen, ja mußten sich noch entschließen, der äusserst verabscheuten Wahl und Krönung Ferdinands selbst beyzuwohnen. Man tröstete sich ihrerseits dadurch, daß ein Kaiserthum ohne Land und Leute von selbst zerfallen werde; indem sie bereits sicher wußten, daß die Böhmen bald gänzlich losschlagen, und Ferdinanden förmlich den Gehorsam aufkünden würden.

i. Jahr 1619. den 28. August und 9. Sept.

Fünfzehntes Kapitel.

Neue Königswahl in Böhmen. Gabor Bethlens Unternehmungen in Ungarn. Abermalige Erscheinung der Böhmen vor Wien.

1. Jahr 1619. Dieses erfolgte auch sehr bald. Die Hauptvorbereitung dazu war die schon lange sehnlichst gewünschte, und nun den 31. July. endlich ganz zu Stande gekommene Generalconföderation der österreichschen Länder, als Böhmen, Schlesien, Mähren, Ober- und Niederlausitz, zu welcher endlich Ober- den 16. August. österreich, und selbst die protestantischen Stände von Niederösterreich auf das feyerlichste traten a). Wie sehr den Böhmen dadurch der Muth gewachsen, läßt sich daraus schließen, daß sogleich den Tag nach der Unterzeichnung (den 17 August) der Vortrag wegen einer neuen Königswahl in der Versammlung der Stände geschah, und ungeachtet der Abmachung des Wilhelm

a) Theat. Eur. Tom. I. p. 188. seqq.

helm Poppel von Lobkowitz einmüthig genehmiget ward. Den Hauptgrund, Ferdinanden der Krone verlustig zu erklären, wollten sie darin gefunden haben, weil er die bey seiner Wahl ausgestellten Reverse nicht gehalten. „Er habe versprochen, seine Wahl oder Ernennung zum König mit Dank aufzunehmen, und der Stände dagegen mit seinen königlichen Gnaden zu gedenken, bey des Kaisers Lebzeiten sich der Verwaltung des Königreichs nicht anzumaßen, nach des Kaisers tödtlichen Abschied alle Privilegien, Majestätsbriefe, Freyheiten und Gewohnheiten zu confirmiren. Bey der Krönung selbst habe er eidlich zugesaget, daß er alles dasjenige, was dem Lande zum Guten gereiche, thun wolle. Diesem zuwider habe er noch bey des Kaisers Lebzeiten sich in die Regierung gemischet, indem er den geheimen Rathsdirector Cardinal Cleseln, durch welchen der Kaiser alle Länder regulirt, wider kaiserlichen Willen mit Arrest belegt, zum Krieg wider das Königreich gerathen, ja sein eigenes Volk, das er in Friaul gehabt, dahin geschickt, und die Einwohner mit Schwert und Feuer verderben lassen; nach des Kaisers Tod habe er das in Böhmen und Mähren befindliche und grausame Tyranney ausübende Kriegsvolk in seine Dienste genommen, ja noch viele tausend

 spa-

spanischer und anderer fremder Truppen in das Königreich eingeführt, über dieses habe er ohne Wissen und Willen der Stände heimlicher Weise, und noch zuvor, ehe er selbst zum böhmischen König angenommen worden, wegen dieses Königreichs und wegen Ungarn Verträge (mit Spanien) aufgerichtet, welche jezt erst durch gewisse Schickung Gottes offenbar worden, und den gänzlichen Untergang der Privilegien, die das Königreich Böhmen und die incorporirten Länder zu einer freyen Wahl hätten, nach sich zögen" b).

Von Ferdinands Seite ward geantwortet: „die Einmischung in böhmische Geschäfte sey eine Sache, die den Kaiser, welchem zu Gefallen die Zusage geschehen, und nicht die Stände angehe, er habe sich auch in nichts gemischet, wenn ihn der Kaiser nicht selbst um Rath gefraget, Clesel sey weder ein gebohrner Böhme, noch habe er jemals ein Amt in Böhmen bekleidet, dessen Entfernung könnten die Böhmen Ferdinanden um so weniger zur Last legen, da er weder die Haupttriebfeder gewesen, noch dabey als König von Böhmen, sondern bloß als Erzherzog von Oesterreich gehandelt. Die Privilegien des Königreichs habe

b) Ibid. pag. 195.

habe er schon bestättiget, und sey alle Augenblick bereit es zu wiederholen. Da die Böhmen zuerst zu den Waffen gegriffen, so müßten sie sichs selbst zuschreiben, wenn der Kaiser es ebenfalls gethan, und er einige seiner Truppen hergeliehen habe. Der Vertrag mit Spanien, weit davon um sie unter spanische Herrschaft zu bringen, sey vielmehr zu dem Zwecke geschlossen worden, um es zu hindern, indem Spanien ein wirklich schon eintretendes Erbrecht vorgewendet, welches durch den Vertrag für jetzt wenigstens unkräftig geworden. Das angegebene Wahlrecht aber habe man weder von Seite des Hofes jemals erkannt, noch würden die Böhmen im Stande seyn, es zu erweisen."

Ueber den lezten Punct ward insonderheit mit vieler Hitze gestritten. Beyde Theile suchten alles aus der Geschichte und Urkunden hervor, was für die Wahlfreyheit oder für die Erblichkeit konnte gesagt werden. So viel hat indessen seine Richtigkeit, daß wenn man die ältere Verfassung nicht nur von Böhmen, sondern fast allen europäischen Reichen betrachtet, man kein einziges Erbreich in strengem und heutigem Sinne antrift. Von dem regierenden Hause ward zwar nur äusserst selten

abge-

abgegangen, dabey erhielten sich aber allemal Spuren der Mitwirkung und Einwilligung der Stände. Am wenigsten fanden die strengen Primogeniturrechte statt, wovon die Böhmen in ihrer Geschichte allerdings Beyspiele hatten. Dagegen lassen sich aber keine Wahlreiche im engeren Verstande denken, eben weil man sich immer an das einmal regierende Haus hielt, und wenn je dasselbe durch ausserordentliche Umstände ein oder das andere Mal übergangen ward, die Nationen selbst meistens zu demselben zurückkehrten.

Diesmal hielten sich die Böhmen nicht lange bey dem Disputiren auf, sondern suchten vielmehr ihr vermeintliches Wahlrecht durch die That selbst geltend zu machen. Zum Vorschlag kamen dabey unter andern die Herzoge von Savoyen und Bayern, jener, damit seine Freunde ihm wenigstens berichten konnten, daß die Rede von ihm gewesen, dieser, um an ihm wo keinen Freund, doch wegen des bezeugten Zutrauens keinen Feind zu haben, beyde nur zum Schein, indem die katholischen Stände gar keinen Theil an der Wahl nahmen, und den protestantischen, bey denen der gewohnte Religionseifer eben jetzt in den größten Enthusiasmus übergegangen war, nichts gehäßiger seyn konnte, als ein katholischer Regent.

Auch

Auch Chursachsen ward genennt, und mit weit mehrerem Beyfall, da die eigentlichen Lutheraner nichts sehnlicher wünschten, als einen Herrn ihrer Religion. Diese schickten sogar mit Einwilligung, oder vielleicht gar auf hinterlistiges Anrathen der calvinischen Parthey den Grafen Joachim Andreas von Schlick nach Dresden, um Unterhandlungen mit dem Churfürsten zu pflegen, der den Antrag zwar nicht annahm, aber auch nicht auf eine Art von sich ablehnte, die den Böhmen gar keine Hoffnung übrig ließ. Im Herzen mag er immer gewünscht haben, daß ihm von den böhmischen Ständen ihre Krone feyerlich angetragen würde, nicht sowohl um sie sich aufsetzen zu lassen, als um einer Krone würdig geschienen zu haben, vielleicht auch um sie demjenigen, den er für den rechtmäßigen Besitzer hielt, desto sicherer zustellen zu können.

Allein die calvinische Parthey wußte alles rückstellig zu machen. Auch hier zeigte die Erfahrung, daß sie durch die ihr eigene Thätigkeit, Feinheit, ja selbst die Heftigkeit ihrer Leidenschaften, auch die an der Zahl weit überlegenen Lutheraner, wo sie mit ihnen zusammen traf, zu führen und zu lenken wußte. Ihre Hauptstütze

fand

fand sie diesesmal an den sogenannten Brüdern, den Ueberbleibseln der alten Hussiten, die ob sie gleich eine eigene Religionsparthey ausmachten, sich dennoch im Herzen weit mehr zur helvetischen als augspurgischen Confession neigten, wie es auch heut zu Tage nach eingeführter Toleranz die Erfahrung bestätiget hat. Es war aber den offenbaren sowohl als heimlichen Calvinisten sächsischer Ubiquismus, und sächsische Politik ein gleich großer Greuel. Ihnen war nur zu bekannt, wie sehr sie selbst die sächsischen ubiquistischen Prediger haßten, nach diesem maßen sie auch den Haß der Ubiquisten gegen sie, als die gewiß keinen Calvinisten unter sich dulden würden. Die ihnen so zu sagen aufgedrungene sächsische Vermittlung, die ihr Beginnen wenigstens als zweifelhaft darstellte, und ohnehin auf nichts anders gerichtet zu seyn schien, als sie auf eine oder die andere Weise wieder unter ihre vorige Herrschaft zu bringen, hatte sie ohnehin schon mißtrauisch gegen den Churfürsten gemacht.

Dagegen hatte Churfürst Friederich von der Pfalz alle Schritte der Böhmen gleich vom Anfang gebilliget, sie mit Rath und Macht unterstützt, und ihnen in allem die deutlichsten Proben

der aufrichtigsten Freundschaft gegeben. Durch ihn schienen sie auch auf den mächtigen Beystand seines Schwiegervaters des Königs Jacob von England, der Holländer, ja selbst der ganzen deutschen Union zählen zu dürfen, und noch dazu wegen der Verwandschaft den Rücken gegen Bayern sicher zu haben. Da auch Friederich in Ansehung seines persönlichen Karakters für einen gütigen, freygebigen, einsichtigen Herrn passirte, so ward er nur mit Ausnahme von sechs Stimmen, die auf den Churfürsten von Sachsen gerichtet waren, zum König gewählt. Das vorläufige Gebeth nebst Gesang verrichteten die Wählenden so eifrig, daß den meisten die Thränen über die Backen herabrollten. Sie glaubten auch so gewiß die Gerechtigkeit auf ihrer Seite zu haben, daß sie selbst in öffentlichen Schriften vorgaben, sie hätten aus sonderbarer Eingebung und Willen Gottes gehandelt. Um die Wahl desto mehr zu befestigen, zogen dießmal die Böhmen auch die incorporirten Provinzen, als Schlesien, Mähren und die Lausitz dazu, obschon sie ihnen bis daher die Theilnehmung an dem Wahlrecht je und allzeit streitig gemacht hatten.

Nach diesem Schritt war man auf nichts begieriger, als wie sich der Churfürst verhalten werde.

Die

Die Begebenheit war nicht unerwartet für ihn, und allem Anschein nach war auch der Entschluß schon lange gefaßt. Er nahm sich jedoch Zeit zur Ueberlegung, und damit er die Reinigkeit seiner Gesinnungen desto mehr an den Tag legte, wie auch das Zutrauen seiner künftigen Nachbarn des Churfürsten von Sachsen und Herzogs von Bayern gewänne, erhohlte er sich schriftlich Raths bey ihnen, ohne zu überlegen, daß ein verschmähter Rath gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringe. Beyde waren der gegentheiligen Meynung, wie leicht vorzusehen war, und Friederich hatte weder Lust noch Gewalt genug über sich, ihrem Rath zu folgen. Auch die noch zu Frankfurt versammelten geistlichen Churfürsten nebst den sächsischen und brandenburgischen Gesandten liessen ein nachdrucksames Abmahnungsschreiben an ihn ergehen. Und selbst sein Schwiegervater König Jacob von England untersuchte anstatt des Beystandes mit der gewissenhaften Pünctlichkeit eines Theologen das Unternehmen der Böhmen, und fand, so vortheilhaft es auch für die protestantische Religion, die er selbst durch verschiedene Schriften vertheidigt hatte, seyn konnte, als Theolog es der christlichen Religion zuwider, und als

Monarch in seinen Folgen für alle Könige und Obrigkeiten gefährlich.

Dagegen riethen Friederichen unzählige andere, besonders diejenigen ohne Ausnahme, die näher um ihn sich befanden, von seiner Gemahlinn an, die ihm in das Gesicht sagte, daß wenn er sich nicht getraute König zu seyn, er keine Königstochter hätte heurathen sollen, bis auf den geringsten Rath, und vorzüglich die Häupter der Union, diese in ihrer Art einzige Gelegenheit der Vergrößerung seines Hauses nicht auszuschlagen. Wie sollte er ein so wichtiges Reich, so viele Lande und Leute, die sich ihm von selbst in die Arme warfen, von sich stoßen, ohne sich gegen sich selbst seine Nachkommenschaft, die protestantische Religion, und die in dem Sinne der Protestanten damit verbundene Sache der gemeinen Freyheit im höchsten Grad verantwortlich zu machen, wie dasjenige unbenützt lassen, worauf man von Seite der Union so sehnlich gewartet, was man zum Theil selbst herbey zu führen beflissen gewesen, und welches sehr wahrscheinlich ohne die geheimen Suggestionen und Zusagen der Häupter der Union nicht einmal erfolgt wäre? Etwas gewagtes war allemal bey der Sache; doch ließ sich allen Um-

ständen nach weit eher hoffen, Friederich werde siegen, als unterliegen. Daß seine Parthey die stärkere sey, daran zweifelte niemand. Selbst Cardinal Clesel, dem man genaue politische Kenntniß seines Zeitalters gewiß nicht absprechen kann, hielt die Kräfte der Böhmen und ihrer Freunde für doppelt so groß, als die österreichischen, und nur durch ein Wunder glaubte er, könnten die leztern die Oberhand erhalten c). Wie der gewiß auch kluge und einsichtige Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg die Sache beurtheilte, werden wir bald sehen.

Wenn der Erfolg anders ausgefallen, so geschah hier nichts neues, sondern ein sehr gemeiner Auftritt der Weltgeschichte ward wiederholet, die in so auffallenden Beyspielen zeiget, daß kein menschlicher Verstand je mit Gewißheit den Ausgang großer Begebenheiten vorher bestimmen kann, weil ein einziger nicht vorzusehender Umstand, der oft an dem kleinsten Faden, an einer auch dem schärfsten Aug entgehenden Mittel- oder Nebenursache hängt, einen gänzlichen Umschlag der Sachen nach sich ziehen kann. Man muß dabey nicht

c) In dem angeführten Schreiben an den Herzog Maximilian von Bayern. KHEVENHILLER T. X. p. 512.

nicht vergessen, daß damals die Religion bey solchen Angelegenheiten unendlich mehr gewirkt habe, als in spätern Zeiten. Die Böhmen ihrem Schicksal überlassen, hieß Millionen seiner Glaubensgenoßen aufopfern, und die protestantische Parthey auf eine unwiederbringliche Weise schwächen, ja selbst dem Fingerzeige Gottes sich widersetzen. Wenn Friederich in einem seiner Ausschreiben sagt: daß er in Erwägung aller Umstände bey dem ganzen Hauptwerk Gottes wunderbarliche Vorsehung und starke Hand spüren müßen d), so waren es eben so wenig leere Worte, als wenn sein Hofprediger Scultetus in seiner Predigt, die er in Gegenwart der böhmischen Abgeordneten zu Waldsassen gehalten, sagte: „Gottes Werk ist es, und nicht der Menschen, Gott wirds auch ausführen nach der Kraft, nach welcher er alles vermag, daß ich und ein jeder Gläubiger zu seiner Zeit werde sagen können, was im Psalmen steht: nun merke ich, daß der Herr seinem Gesalbten hilft, und erhört ihn in seinem heiligen Himmel" e).

d) KKEVENHILLER Tom. IX. pag. 622.

e) In seiner ersten Predigt, die er in der Schloßkirche zu Prag gehalten, sagt der nehmliche Scultetus: „Ist das nicht ein Wunder, daß, da man in diesem Königreich

Vielleicht machte Friederichen nichts mehr Muth, als Gabor Bethlens Unternehmen in Ungarn, von welchem es allerdings schien, daß es Ferdinanden den lezten Stoß geben werde. Man hatte es schon zu des Matthias Zeiten eingesehen, was für einen gefährlichen Nachbar man an ihm habe, als der durch das Blut seines eigenen

Herrn

reich und in den benachbarten Landen vor fünfzehn Jahren sich unterstund, alles das zu dämpfen, was nur nach dem Evangelio schmeckte, daß über und wider vieler Menschen Gedanken der freye Lauf dem Evangelio bald darnach wieder gegeben worden. Und was soll ich mehr sagen. Eben das ist ein Wunder über alle Wunder, daß wir einen evangelischen König in Böheim haben. Eben das ist ein Wunder, daß ich heute auf dieser Kanzel stehe, und von der innerlichen Herrlichkeit der Kirche Gottes predige. Darum sage ich noch einmal: Groß ist unser Gott, und es ist unbegreiflich, wie er regiert. Siehe Drey christliche und im Gotteswort wohl gegründete Predigten durch ABRAHAMUM SCULTETUM. Amberg M.DC.XX. Der berühmte pfälzische Rath Camerarius schrieb noch den 8. Febr. 1620 an den pfälzischen Kanzler von Grün: „Gott stehe uns bey, und führe die Sachen hinaus, wie ers angefangen. Nimirum per miracula." Ludovici Camerarii Epistolæ aliquot selectæ. M. DC. XXV. p. 66.

Herrn Gabriel Bathori sich den Weg zu dem Fürstenthum gebahnt, innigst mit den Türken verbunden war, und überhaupt für einen ehrgeizigen, arglistigen, verschmitzten, und den Katholischen höchst abgeneigten Mann gehalten ward. Jetzt erfuhr man mehr, als man gefürchtet hatte. Um von der gegenwärtigen Verwirrung Vortheil zu ziehen, rüstete er sich nach allen Kräften, und damit man keine Gegenanstalten treffen möchte, verband er die Rüstung mit seiner gewohnten Verstellungskunst. Die Zusicherungen der Freundschaft verdoppelte er, und erklärte sogar, daß alles was er vorhabe, zu Ferdinands Unterstützung angesehen sey. Insonderheit ließ er den commandirenden General in Oberungarn Michael Doczi sagen, daß er bald in Person kommen werde, um dem Kaiser beyzustehen. Wenn derselbe ihm trauen wolle, so würde er sich auf folgende Weise gegen die Böhmen verhalten. Da sie ihn um Hilf ersucht, so werde er ihnen beybringen, daß er ..un gekommen sey, sie ihnen zu leisten; und nachdem er sie dadurch sicher gemacht, werde er sein Lager nahe bey dem Ihrigen nehmen, ihre Häupter unter dem Vorwand der nöthigen Berathschlagung zu sich kommen lassen, sie gefangen nehmen, und

dem Kaiser ausliefern; dann aber den übrigen Haufen überfallen und zerstreuen f).

Diese ungebethene Hilfe war Ferdinanden eben nicht sehr willkommen, doch würde es bedenklich gewesen seyn, durch eine gänzliche Ablehnung ein förmliches Mißtrauen an den Tag zu legen. Man stellte sich vielmehr, als wenn man der Sache Glauben beymäße, ja man glaubte sie vielleicht, weil man sie eher wünschte als das Gegentheil. Selbst Ferdinand erklärte zu Frankfurt, als man ihn über diese Sache befragte, daß Gabor sich gegen die Böhmen und zum Besten Oesterreichs rüste. Allein wie sehr mußte er betroffen seyn, da auf seiner Hinreise zu München, wo er von dem alten Herzog Wilhelm, und dessen Sohn dem regierenden Herzog Maximilian auf das freundschaftlichste und herrlichste empfangen und bewirthet ward, durch den Paul Palfi vernahm, daß Gabor als Feind in Oberungarn eingerückt sey, und sich fast aller haltbaren Plätze theils durch Gewalt, theils durch freywillige Ergebung bemeistert habe, daß sein Anhang sich täglich verstärke, dagegen aber Furcht und Schrecken unter

f) Candoris Calviniani Idea Authore Theophilo Veridico. Aug. Vind. A. M. DC. XXI.

unter den königlich Gesinnten, besonders der katholischen Geistlichkeit, die auf eine barbarische Weise mißhandelt werde, sich verbreitet habe, daß endlich Bethlen, wenn man ihm nicht kräftigen Widerstand leiste, in kurzer Zeit vor Wien erscheinen werde.

Und in der That herrschte in dieser Stadt bereits eine so große Furcht, daß der Erzherzog Leopold, dessen Verwaltung sie Ferdinand anvertraut hatte, einen Schritt wagte, den man nicht einmal bey der Anwesenheit des Thurnischen Heeres für nöthig gehalten. Graf Boucquoi mußte eilends aus Böhmen den Weg mit der Armee nach Wien nehmen. Dieß zog aber auch die indessen durch 12000 Siebenbürger verstärkten Böhmen unter dem Grafen Thurn auf das neue dahin, und nun schienen sie die Sache mit weit größerem Ernst angreifen zu wollen, als das vorige Mal. Drey Tage lang beschossen sie die ausser den Donaubrücken gelegenen Schanzen auf das heftigste, so das Boucqnoi endlich für räthlich hielt, die Seinigen heraus zu ziehen, und die Brücken selbst abzuwerfen. Die Gefahr vergrößerte sich um so mehr, da Bethlen, nachdem er Preßburg erobert, sich

i. Jahr 1619. den 24. 25. 26. Oktober

mit den Böhmen vereinigte; dagegen Ferdinand, der mitten unter diesem Gtäusch der Waffen wieder in Wien eintraf, nichts als einige Hoffnung fremden Beystandes für die Zukunft mit brachte. Alles schien verlohren zu seyn, da den Tag nach seiner Ankunft (den 2 November) einige tausend Siebenbürger ohnweit Fischament über die Donau setzten, alles rings um die Stadt verwüsteten, und manchmal derselben so nahe kamen, daß man mit Stücken auf sie feuern mußte. Noth und Jammer waren ohnehin schon ungemein hoch gestiegen, indem man kaum für die Boucquoische Truppen Lebensmittel genug auftreiben konnte. Jetzt da die Zufuhr abgeschnitten war, und man alle Augenblick von der auf mehr als 80,000 Mann sich belaufenden feindlichen Armee gänzlich eingeschlossen zu werden besorgte, war kaum jemand, der nicht die Hoffnung aufgab. Allein ehe man sichs versah, kehrte Bethlen nach Oberungarn, und Thurn nach Böhmen zurück, dieser, wie er vorgab, wegen der rauhen Witterung und des Abgangs an Lebensmitteln, und Bethlen, um dem Obersten Ragoczi zu Hilfe zu kommen, den Georg Hommanay, königlicher Judex Curiæ mit einigen in Pohlen angewar-

geworbenen Völkern angegriffen und geschlagen hatte. Wechselweise Verheerung von Böhmen und Oesterreich war demnach die einzige Frucht von zweyen Feldzügen, die deutlich genug an den Tag legten, daß ohne fremde Dazwischenkunft kein Theil dem andern viel abgewinnen werde.

Sechzehntes Kapitel.

Bündniß zwischen Ferdinand und dem Herzog Maximilian von Bayern. Betragen der Union gegen Lezteren.

i. Jahr 1619. Ferdinand schien darin einen großen Vorsprung vor seinem Gegner zu haben, daß es ihm zu Frankfurt und München geglückt, die mächtigsten Fürsten der Ligue, besonders die drey geistlichen Churfürsten nebst dem Herzog Maximilian von Bayern dahin zu vermögen, daß sie ihm Beystand zusagten. Eine geraume Zeit hatte zwischen dem Herzoge, auf den es nun hauptsächlich ankam, und den übrigen Gliedern der Ligue nicht das beste Einverständniß geherrschet, weil man noch zwey Directorien, eines an dem Rheinstrom, das andere dem Marggrafen von Burgau, Karln von Oesterreich zu Gefallen, in Schwaben errichtet hatte. Nicht einzig und allein zu gebiethen zu haben, und noch dazu mit einem ihm an Macht und Ge-

Geburt, indem dessen Mutter die Tochter eines bloßen Patriciers von Augspurg, die berühmte Philippine Welserin war, so weit nachstehenden Prinzen die Befehlshaberstelle theilen zu müßen, kränkte den ehrgeitzigen Maximilian bis in das Innerste, und fast, wer sollte es glauben, hätte er das allgemeine Beste der ihm und seinem Hause so sehr am Herzen liegenden katholischen Parthey diesem persönlichen Verdruß aufgeopfert. Wenigstens traf ihn sein Schwager Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg nicht weit von diesen Gesinnungen an, als er im vorigen Jahr von seinem andern Schwager Ferdinand an ihn und einige andere Glieder der Ligue war geschickt worden, um sie um Beystand zu ersuchen. Nicht einmal ließ er sich bereden, eine Zusammenkunft der Ligue überhaupt, oder nur einiger Glieder zu veranstalten, oder auch nur beyzuwohnen, wenn die Zusammenberufung von einer andern Seite her geschähe. Und überhaupt wollte er von einer Direction gar nichts mehr wissen, „als welche, wie er sich in einem Schreiben an den Pfalzgrafen ganz kaltblütig ausdrückt, auch anderwärts wohl zu bestellen seyn werde“ a).

Das

a) Schreiben an den Herzog Wolfgang Wilhelm vom 3. August 1618.

Das Resultat seiner Sendung und den politischen Zustand von Deutschland gibt Wolfgang Wilhelm in einem Schreiben b) an den spanischen Gesandten Ognate zu Wien folgender Maßen an: „Man muß bekennen, daß die Calvinisten und ihre Anhänger weit enger unter einander verbunden, und so viel man menschlicher Weise davon urtheilen kann, vorsichtiger, wachsamer, entschloßner und vernünftiger in ihren Handlungen und Rathschlägen sind, und obschon wir Katholischen ohnehin die Schwächeren sind an Reichthum und Macht, so vergrößern sie sich noch auf unsere Kosten. Die unsrigen sollten ein Beyspiel daran nehmen; wie näher ich aber unsern ganzen Zustand überlege, desto mehrere Schwierigkeiten habe ich bisher gefunden, alle diese Fürsten und katholischen Stände zu vereinigen, die unter sich selbst durch so viele besondere Rücksichten getheilt sind" c).

Die

b) Vom 8. August 1618.

c) E ben vero, che gli Calvinisti, è suoi adherenti sono piu uniti, è per giudicar humanamente miglio provisti, vigilanti, risoluti & prudenti nelle suoe attioni, & consigli. E con questo, ben che di richezze & forze siamo minori, uanno piutosto acquistando da noi altri che perdendo, & che gli

nostri

Die Schlußfolge davon war, man müße vor allem die Sache auf den alten Fuß setzen, nur eine einige Direction zulassen, und diese dem Kaiser und Herzog von Bayern übertragen, als welche allein so viel Ansehen und Gewicht hätten, so verschiedene Köpfe zu vermögen, daß ein jeder das Seinige zur allgemeinen Sicherstellung beytrage, welches besonders von den Geistlichen zu verstehen sey, „als welche zu Zeiten wollten gezwungen seyn, den Seckel zu öffnen, und das Gute zu thun" d).

Da Marggraf Karl noch in eben dem Jahr (den 30. Octob. 1618) mit Tode abgieng, so hub sich die Schwierigkeit wegen der Direction großentheils von selbst. Allein Maximilian war darum nicht besser für die Ligue gesinnt, sondern mehr als jemals entschlossen, bey den jetzigen großen Be-

nostri di là doveranno prender esempio, ma veramente quanto piu io vo penetrando lo stato nostro, tanto piu difficolta io ho trovato fin adesso, per unir bene tutti quei principi & stati Catholici, del Imperio, per tanti particolar, rispetti, è differenze, che ogniuno va imaginando si un tra altero.

d) Gli quali alcune volte vogliono esser sforzati per aprir la borsa, è far bene.

Begebenheiten sich nicht als unmittelbaren Theilnehmer aufzustellen. Da hingegen die drey geistlichen Churfürsten durch das täglich mehr um sich greifende Feuer, und vielleicht noch mehr durch die mündlichen Beschreibungen Ferdinands aufgeschreckt, von selbst anfiengen sich zu rüsten, und in Kriegsverfassung zu setzen, wobey sie nichts sehnlicher wünschten, als daß Maximilian sich auf das genaueste mit ihnen verbinden, und die Direction ihres ganzen Kriegswesens auf sich nehmen möchte. Dieser ließ sich aber theils durch seinen Schwager Ferdinand, theils durch die Churfürsten selbst ausserordentlich darum bitten, und nur die beweglichsten und dringendsten Vorstellungen brachten endlich seine Einwilligung, jedoch nur zu einer freyen und absoluten Direction zuwege, wovon der zu München bey Ferdinands Anwesenheit geschlossene Tractat die nächste Folge war.

i. Jahr 1619. den 8. Oktob.

In dem Eingang heißt es: „Nachdem Maximilian wegen der gegenwärtigen äussersten Gefahr, worin Ferdinand und sein Haus, folgends auch alle katholischen Churfürsten und Stände des Reichs, ja die katholische Religion selbst begriffen sey, mit Umständen erinnert, und

auf

auf das beweglichste angelangt und ersucht worden sey, daß er das völlige Directorium über der Katholischen Verfassung und Defensionswesen, wozu sie dem Kaiser und seinem Haus zu guten, wie auch zu ihrer eigenen Conservation benöthigt worden, über sich nehmen, und dem gemeinen Wesen zum Besten führen wollte, als sey er ungeachtet der Schwerwichtigkeit des Werkes Gefahr und Ungelegenheit, darin er seine eigene Person, Haus, Land und Unterthanen setze, nicht ungeneigt, lasse es sich auch nicht zuwider seyn, sich mit solchem ihm angetragenen freyen und absoluten Directorium mit Werbung und Anführung der Völker im Namen des Allerhöchsten zu beladen, jedoch mit dieser ausdrücklichen Condition, daß nachdem er und die übrigen katholischen Stände mit Geld und Völkern wirklich verordnet seyn werde, alsdann nach Versicherung seiner und seiner conföderirten Stände er auch Ferdinanden wider seine Feinde solchergestalt beystehen wolle, wie ers nach Beschaffenheit der Umstände für nützlich erachten, auch die hierzu verordnete Mittel und Gelegenheit es zulassen werden. Weil nun dieses alles noch ungewiß sey, könne er sich zu nichts gewissen verbinden, ausser daß er für seine Person im geringsten nicht unterlassen wolle,

was

was in seiner Gewalt stehe. Dagegen soll ihn weder Ferdinand noch jemand anderer von dessen Haus auf keinerley Weise oder Art solche ihm überlassene absolute und völlige Direction entweder selbst verhindern, noch andern zu thun gestatten."

„Weil er sich nun dadurch Ferdinands Feinde zu seinen eigenen machen werde, soll kein Frieden oder sonst ein Tractat ohne sein Wissen und Einwilligung gemacht werden. Weil er auch dabey mehr Aufwand werde zu machen haben, als seine zu der Ligue abzureichende Portion betragen hätte, soll sich Ferdinand und sein ganzes Haus bey Verpfändung aller seiner Haab und Güter, nichts davon ausgenommen, obligiren, und verbunden seyn, ihm sowohl die erlittene Schäden, als auch alle zu dessen Besten angewendte Unkosten zu refundiren, immittelst aber von den österreichischen Landen ihm so viel unterpfandsweise einzuantworten: würde Maximilian von seinen eigenen Landen etwas darüber verlieren, soll Ferdinand und sein Haus verbunden seyn, ihm eben so viel von den österreichischen Landen einzuräumen; wenn er dagegen den Feinden etwas abnehmen werde, soll es ihm unterpfandsweise verbleiben, und er

von demselben nicht eher abzutreten schuldig seyn, als bis seine extraordinari Unkosten, wie auch die liquidirte Schäden werden erstattet und abgethan seyn.

Der ganze Inhalt zeigt, daß Maximilian sehr ungern sich dem Volke unterzogen habe, sey es weil er die damit verknüpften Schwierigkeiten zu sehr empfand, oder aus andern unbekannten Ursachen. Nur die große Gefahr der katholischen Religion überhaupt, deren eifrigste Anhänger unter allen Fürsten Deutschlandes die Prinzen seines Hauses seit der Reformation gewesen, der zu besorgende Untergang so vieler katholischen Fürsten und Bischöfe, worunter sein eigener Bruder Ferdinand von Cöln das Meiste zu verlieren hatte, die schmeichelhafte Aussicht, nun den Beschützer eines so großen Hauses als das österreichische, wie auch des gesammten katholischen Reichstheils zu machen, und selbst mit dem ganzen Vermögen des Letztern schalten zu können, vielleicht auch persönliche Freundschaft gegen seinen Vetter und Schwager Ferdinand, mit dem er zu Ingolstadt einige Universitätsjahre zugebracht hatte, mag zuletzt den Ausschlag gegeben haben. Man muß dabey nicht vergessen, daß

 sein

sein Vater, der gewiß viel bey ihm vermögende Herzog Wilhelm noch lebte, der seinen Neffen, Tochtermann und ehemaligen Pflegsohn Ferdinand und dessen Kinder seine Enkel so sehr liebte, als seine eigene, der den Jesuiten ganz ergeben, ihr Schicksal nicht minder fühlte als sie selbst, als die nun auch von den Schlesiern und Mährern waren vertrieben worden. Man kann daher leicht denken, wie geschäftig Wilhelm bey der Sache gewesen. Und dennoch wer weiß, ob vielleicht all dieses gewirkt hätte, wenn nicht die Schritte, welche die Union bald darauf auf die unbedachtsamste Weise gethan, ihm kaum eine Wahl in Ansehung seiner Entschließungen übrig gelassen hätten.

Churfürst Friederich, obschon er kaum noch wissen konnte, was zu München gegen ihn beschlossen worden, suchte aus ähnlichen Gründen, als Ferdinand bey der Ligue, Hülfe bey der Union. Er verließ sogar sein neues Königreich, um auf einer nach Nürnberg ausgeschriebenen Zusammenkunft persönlich seine Angelegenheiten zu empfehlen. Die meisten Glieder davon wollten sich aber durchaus weniger in die böhmischen Angelegenheiten mischen, als man es nach Pfalzgrafen

grafen Wolfgang Wilhelms Aeußerungen voraus setzen sollte. Die in allen ihren Schritten ungemein bedächtlichen Reichsstädte machten insonderheit eine Schwierigkeit über die andere. Anstatt neue Geldsummen zu bewilligen, forderten sie Rechnung über die vorigen, und sogar die Bedeckung von einigen Compagnien der Unions-Truppen, die Friederich als eine Leibgarde mit sich genommen, sollte er zurück schicken, um die Unirten bey dem Kaiser und Reich keiner Verantwortung auszusetzen. Weil jedoch den Häuptern außerordentlich daran gelegen war, die gesammte Union unter die Waffen zu bringen, schlugen sie andere Wege ein: „jetzt sey der entscheidende Augenblick vorhanden, wo die schon lange geführten Beschwerden gegen die Katholischen müßten erledigt werden, ließe man diesen Zeit, sich durch die Niederlage der Böhmen zu verstärken, so würden sie gewiß den Protestanten nicht allein im geringsten nicht nachgeben, sondern noch dazu sie gar zu unterdrücken suchen.“

„Die Unirten hätten nun lange genug auf eine gütliche Beylegung der Sache gewartet, die aber immer von den Katholischen sey hintertrieben worden, einige Puncte wären ohnehin so deut-

lich und richtig, daß sie sich gar nicht einmahl in Unterhandlungen darüber einlassen könnten. Zu diesen gehörte die Anordnung nothwendiger Gleichheit der Personen von jedem Religionstheil am kaiserlichen Hof und an dem Kammergericht, sowohl was den Kammerrichter, die Präsidenten, Beysitzer wie auch die Kanzley und Leserey angehe, nicht weniger eine gleiche Anzahl in Verordnung der Visitatoren und Revisoren von beyden Religionen, wie auch die Erforderung und Zulassung der Inhaber der Hohenstifte ohne Unterschied der Religion zu den ordinär Visitationen, und daß die Protestanten ruhig und unangefochten bey den nach dem Religionsfrieden eingezogenen geistlichen Gütern gelassen würden; da nebst diesem die Katholischen bereits angefangen hätten, sich zu bewaffnen, so müsse man nicht nur ein gleiches thun, sondern von der Erstern ein: in der Zeit von zweyen Monaten unfehlbar zu ertheilende kategorische Antwort haben, ob sie den Protestanten die angeführten Punkte eingestehen, in Ansehung der übrigen aber die Unterhandlungen vornehmen wollten oder nicht, um in jedem Falle, besonders wenn die Antwort abschlägig ausfallen, oder auch nur auf einen Verschub abzielen würde, ihre Nothdurft in Acht nehmen zu

können." Derjenige, der die Antwort im Namen der übrigen Katholischen ertheilen sollte, war Herzog Maximilian von Bayern als Oberhaupt der Ligue, zu welchem eine eigene Gesandtschaft abgefertigt ward, die durch die Derbheit ihres Betragens, besonders die im Trunk ausgestossenen unvorsichtigen Reden die Absichten ihrer Principalen trefflich beförderte.

Wenn man betrachtet, daß die pfälzische Parthey selbst in der Folge bey jeder Gelegenheit es zum Grund ihrer Vertheidigung legte, daß sie es nicht mit dem Kaiser und noch weniger mit den katholischen Ständen von Deutschland zu thun habe, sondern bloß mit dem Hause Oesterreich und Ferdinanden als Erzherzog, so ist kein Schritt unbegreiflicher, als daß man den katholischen Theil von Deutschland mit Gewalt in diese Streitigkeiten hineinziehen, und noch dazu den einzigen Fürsten, welcher der Union gefährlich werden konnte, geflissentlich aufzubringen suchte. Was immer Maximilian zugesagt hatte, war noch sehr unbestimmt, und so beschaffen, daß sich Ausflüchten genug finden liessen, stille zu sitzen, die Sachen mochten eine Wendung nehmen wie sie wollten. Allein es war den Häup-

tern der Union nun einmahl darum zu thun, auch in diesen Gegenden Feuer anzulegen.

Ließ sich Maximilian gegen alle Erwartung durch ihre Drohungen schrecken, und ergriff die Neutralität, so hatten sie freye Hände, ja fast gewonnen Spiel. Alle Schritte der Union waren nun gerechtfertigt, und sie war es, die auf einmal den so lange daurenden Zwist im Reich gehoben, allen bisherigen Beschwerden der Protestanten abgeholfen, und die Katholischen endlich gezwungen, sich zum Ziel zu legen. Denn an einen Widerstand der geistlichen Fürsten ohne Mitwirkung Baierns ließ sich nicht von weitem denken. Sah es aber Maximilian als eine Kriegserklärung an, so hatten sie ihre Absichten wenigstens so weit erreicht, daß alle Glieder der Union, sie mochten eine Neigung dazu haben oder nicht, unter die Waffen treten, und die pfälzisch-böhmische Sache als die Ihrige ansehen mußten, welches der Zweck ihrer bisherigen Wünsche war. Was immer daraus erfolgen konnte, schien ihnen nützlicher zu seyn, als wenn die Unirten bloß müßige Zuschauer abgäben. Behielten sie im Felde die Oberhand, so konnten sie sich an den Stiften und Bisthümern bezahlt machen wie sie

wollten, und die Böhmen nach Belieben unterstützen. War ihnen aber das Glück nicht günstig, so ließ sich kaum zweifeln, daß wenn auch nicht alle übrigen deutschen Protestanten, doch wenigstens die correspondirenden, und zuletzt vielleicht auch ihre auswärtigen Alliirten sich ihrer kräftig annehmen würden, und die böhmische Sache endlich noch jene aller Protestanten werden müßte.

Wenn sie sich in dem letzten Puncte wenigstens für jetzt geirrt haben, so traf doch dasjenige vollkommen ein, was sich von einem Fürsten wie Maximilian schon im voraus erwarten ließ. Der gebieterische und drohende Ton der Unirten weckte ihn aus seiner bisherigen, wenigstens von außen bezeigten Gleichmüthigkeit. Ehre und Religion schienen ihm auf gleiche Weise gekränkt zu seyn, da sein Vetter Friederich sich die Miene gab, nicht sowohl den König in Böhmen, als Kaiser in Deutschland zum gänzlichen Untergang der Katholischen spielen zu wollen. Nun that er ohne allen Verzug von selbst, was sein Schwager Wolfgang Wilhelm durch kein Zureden hatte erhalten können. Er schrieb alsbald eine Versammlung der Ligue nach Würzburg aus,

und einmüthig ward das Anbringen der Unirten als eine Kriegserklärung angesehen, eben so ward beschlossen, in der angefangenen Rüstung fortzufahren, sodann aber den Schlag abzuwarten. *)

*) LONDORP. T. I. p. 878. seqq. und T. II. p. 7. seqq.

Siebzehntes Kapitel.

Huldigung der Niederösterreicher. Spanische Zusage wegen eines Angriffs der untern Pfalz. Günstige Erklärung des Churfürsten von Sachsen.

Da auf solche Art alles, was zur Union und Ligue gehörte, nichts als Krieg athmete, both Ferdinand ebenfalls theils seine eigene letzten Kräfte zu seiner Vertheidigung auf, theils suchte er seine noch übrigen Freunde, besonders Spanien zu seinen Gunsten in Bewegung zu setzen. Aber alles konnte von keinem Gedeihen seyn, so lange er in seinem unstreitigen Erblande Oesterreich nicht einmahl als wahrer regierender Herr erkannt war. Weil die protestantischen Stände sowohl in Ober- als Niederösterreich zum Vorwand ihrer Widersetzlichkeit die von dem Erzherzog Albrecht ertheilte, aber nicht dem alten Gebrauch gemäß ausgestellte Vollmacht genommen hatten, so war von Ferdinanden die Einleitung indessen dahin getroffen worden, daß i. Jahr 1620.

Erzherzog Albrecht eine feyerliche Cession seines ganzen Erbrechtes von sich gab. Man legte sie den Ständen vor. Allein nun zeigte es sich, daß ihre Einwendungen gegen die Vollmacht ein bloßes Blendwerk waren, unter dem ganz andere Gesinnungen versteckt lagen. Sie verlangten nähmlich nicht nur allein die Confirmation ihrer Privilegien und Freyheiten, die ohnehin keiner Schwierigkeit ausgesetzt war, sondern daß ihre nun wirklich mit den Böhmen errichtete Conföderation gutgeheißen, ihren Beschwerden in politischen und Religionssachen abgeholfen, alles Kriegsvolk aus dem Lande geführt, und der Frieden mit den Böhmen wieder hergestellt werde; ehe ihnen in diesen Puncten Genüge geschehen, könnten sie sich nicht zur Huldigung verstehen. Die Oberösterreicher hielten noch dazu ihre Päße versperrt wie zuvor, verwalteten ihr Land sammt den landesherrlichen Einkünften, und gestatteten, ohne eine kaiserliche Werbung in dem Land selbst zuzulassen, nicht einmahl den auswärts geworbenen Truppen den Durchzug, da indessen die Niederösterreicher nicht nur allein zu keinen gemeinsamen Berathschlagungen mit den katholischen Ständen zu bewegen waren, sondern ihre eigenen Versamm-

i. Jahr 1619. den 9. Oct.

sammlungen zu Rötz und Horn in Beysenn böhmischer und siebenbürgischer Deputirten hielten, und einen zur Huldigung angesetzten Termin nach dem andern in die vier Monate lang verstreichen ließen.

Endlich ward der letzte auf den 6. Jul. 1620 angesetzt, mit angehängter Bedrohung, die Ausbleibenden als Rebellen zu bestrafen. Ein großer Theil fand sich hierauf ein, sey es aus Ueberzeugung von ihrer Pflicht, oder aus Furcht ihre Güter nicht zu verlieren, oder sie gänzlich verwüsten zu lassen, indem nur erst 2000 Cosaken aus Pohlen um Wien angelangt waren, so weit her mußte man sich um Hülfe umsehen. Ferdinand hatte sich bereits schriftlich dahin erklärt, nicht nur allein ihre Privilegien, so wie es von seinen Vorfahren geschehen, zu confirmiren, sondern auch die der augspurgischen Confession zugethane Stände, „bey der Uebung derselben, wie er sie bey Ableiben Kaiser Matthias gefunden, verbleiben zu lassen, und darwider nicht zu turbiren;“ welches er ihnen noch einmahl mündlich vor der Huldigung zusagte, die den 13. Jul. mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten vor sich gieng. Nebst den Prälaten und Städten leisteten sie 32 Katholi-

sche

sche und 33 Protestanten vom Herrenstand, und 30 Katholische und 40 Protestanten vom Ritterstand. Nach und nach stellten sich auch noch andere Protestanten ein, die übrigen aber, dreyßig an der Zahl, unter denen sich Graf Thurn, der nebst seinen böhmischen Gütern auch Losdorf in Oesterreich besaß, an der Spitze befand, wurden den 14. Sept. als Rebellen, des Vaterlandes offenbare Feinde, und des Lasters der beleidigten Majestät schuldig erklärt. *) Die Oberösterreicher blieben bey ihren Gesinnungen, bis die bairische Armee ihre Landesverwaltung sowohl als bisherigen Grundsätze umwarf.

Durch die Huldigung der Niederösterreicher hatte Ferdinand viel gewonnen, aber bey weitem nicht so viel, um seinen Feinden gewachsen zu seyn, indem das Land durch die feindlichen Einfälle der Ungarn und Böhmen, und noch dazu des Kaisers eigene wenig disciplinirte und schlecht bezahlte, meistens ausländische Truppen, als Wallonen, Italiener, Ungarn und Cosacken auf eine unsägliche Art war verderbt worden. Er hatte zwar

*) KHEVENHILLER. T. IX. p. 1002. seqq. LONDORP. T 2. p. 32. seqq. Raupach erläutertes evangel. Oesterreich. p. 407. seqq.

zwar indessen auch bey den dem Papst, bey Frankreich und mehreren italienischen Fürsten sich durch Gesandte um Hülfe beworben, allein nebst der Ligue, von welcher es noch ungewiß war, in wie weit sie im Stande seyn würde sich selbst zu vertheidigen, konnte er nirgends auf nachdrucksame Unterstützung als von Seite Spaniens zählen. Durch unermüdetes Anhalten hatte Graf Khevenhiller bereits über eine Million Gulden herausgebracht. Allein weit sehnlicher hätte man gewünscht, daß von den Niederlanden aus ein Angriff auf die untere Pfalz geschehen möchte, um entweder den Churfürsten selbst, oder doch die größte Macht der Union dahin zu ziehen. So sehr aber auch dieser Antrag von dem Erzherzog Albrecht und dem ehemaligen spanischen Gesandten am kaiserlichen Hof, Don Balthasar de Zuniga unterstützt ward, so wenig Eingang fand er.

Besonders wollte der Herzog von Uzeda, und wer sollte es glauben, des Königs Beichtvater, Fray Luis (Bruder Ludwig) von Aliaga, von welchen beyden Philipp III. fast gänzlich abhieng, nichts von diesem Unternehmen hören,, „indem zu besorgen sey, die Deutschen dürften sich über kurz oder lang mit einander aussöhnen, die ganze Last

des Kriegs aber dem König auf den Hals legen. Ueberhaupt könnten sie nicht sehen, was Spanien mit Deutschland und diesem ganzen Wesen zu thun habe.“ Hätte nicht ein Mann von solcher Thätigkeit, oder der sich ein so großes Ansehen zu verschaffen gewußt, wie Graf Khevenhiller, das Geschäft besorgt, so würde alle Bemühung umsonst gewesen seyn. Desto sonderbarer ist es, daß wenn ein Protestant damahls in und außer Deutschland den Mund aufthat, allemal das einbrechende spanische Joch, die grausame spanische Tyranney, die zu besorgende spanische Universal-Monarchie mit zur Sprache kam, obschon kein Hof im Grunde friedfertiger gesinnt war als der spanische, und es auch seyn mußte, da ihm die von Zeit zu Zeit mehr zunehmende innere Schwäche seines Reiches am besten bekannt war.

Da Staatsgründe allein weder den König noch weniger aber einen unwissenden spanischen Mönch, wie der Beichtvater war, überzeugen konnten, so suchte Khevenhiller beyden das Gewissen rege zu machen. Zu dem Beichtvater, der ihm einmahl sogar die Thür versperrte, und ihn unter den Laquayen und Knaben warten ließ,

gieng

gieng er von freyen Stücken und sagte ihm voll Ungeduld: „Wenn auch der König von Spanien nicht aus dem nähmlichen Geblüt als der Kaiser sein Schwager entsproßen wäre, und gar kein Erbschaftsrecht auf die Länder der deutsch-österreichischen Linie nach ihrem Abgang hätte, so sollte er wenigstens der katholischen Religion wegen geschwinderen und ernstlicheren Beystand leisten, und wenn er es unterlasse, sey der Beichtvater schuldig, ihn mit Ermahnen und Bitten opportune & importune dazu zu treiben. Denn so verhalte sich der Pfalzgraf und andere Calvinisten, die untersucht und ungebethen bloß ihrer Religion wegen das Aeusserste bey dem böhmischen Unwesen thäten, da hingegen Spanien dem Kaiser durch sein Zaudern mehr Schaden zufüge, als selbst seine Feinde, indem er aus Zutrauen auf des Königs Hülfe allen Vergleich mit ihnen ausschlage, zuletzt aber, wenn er von demselben verlassen werde, ihnen nothwendig in die Hände fallen müsse, wobey man auch suchen werde, dem König selbst alles, was er in den Niederlanden und Italien besitze, zu entreißen, und ihn in dem Winkel von Spanien einzuschließen, sollte die Sache noch länger verzögert werden, und keine Diversion in der untern Pfalz

erfol-

erfolgen, so sey Graf Khevenhiller entschlossen, sogleich sich auf die Post zu setzen, um dem Kaiser seinen Irrwahn wegen der spanischen Unterstützung zu benehmen, und ihm zu rathen, daß er sich und die Religion so gut er immer könne, retten, und der Gefahr entziehen möge."

Der im geringsten nicht betroffene Mönch antwortete ganz kaltsinnig, der Graf rede, als wenn die Feinde vor den Thoren von Madrit stünden, so sehr er auch die Sache übertriebe, so werde der König zu nichts mehr zu bringen seyn, als was er bereits gethan habe. In diesem Falle, sagte der Graf, würde es besser seyn, der Kaiser söhne sich mit seinen Feinden aus, und suche sich selbst einen Theil desjenigen, was der König außer Spanien besitze, zuzueignen, indem es der Klugheit gemäßer sey, wenigstens etwas zu erhalten, als alles und sonderlich dasjenige, was des hochlöblichen Hauses Voraltern mit Blut, Sorge und Arbeit so theuer erworben, mit Spott und Schand zu verlieren. Wenn der Kaiser dem Pfalzgrafen Böhmen abtrete, dem Gabor Ungarn, den Venetianern, was er in Friaul besitze, so würden sie ihm mit Vergnügen zu dem Besitz alles dessen helfen, was in Italien unter

spani-

spanischer Herrschaft stehe, auch die Holländer würden ihn in den Niederlanden weit lieber zum Nachbarn haben als Spanien." Diese Aeusserungen waren dem Beichtvater so fremd und auffallend, daß er in die Worte ausbrach, der Graf solle sehen, daß er sich nicht um den Hals rede, worauf dieser erwiederte: „Wollte Gott, er verlöre hierüber das Leben, weil er versichert sey, daß er wegen der Wahrheit und des Dienstes des Erzhauses sterben würde, alsdann wollte er mit dem Beichtvater nicht tauschen, als welchem der tiefste und ein viel tieferer Sitz als jener Luthers und Calvins in der Hölle bereit sey, da ihm hingegen die Seligkeit nicht fehlen könne." Mehr ließ sich einem spanischen Mönch nicht sagen. Damit er nicht aus Rache noch mehr Schwierigkeiten in den Weg legen möchte, eilte der Graf sogleich selbst zu dem König, und erzählte ihm seine Unterredung mit dem Beichtvater. Der etwas schwache, aber allemal gegen sein Haus und die katholische Religion gutgesinnte Philipp empfand, was der Mönch nicht empfunden hatte, und ersuchte den Grafen, ihm nur Zeit bis den andern Tag zu lassen. Da an demselben der Graf auf das neue vorstellte, wie unverantwortlich es sey, so stattliche Königreiche und Länder in fremde,

und noch dazu feindliche, ja gar ketzerische Hände kommen zu lassen, ward den nehmlichen Tag noch der Angriff der untern Pfalz beschlossen, der einzige wesentliche Dienst, den die spanisch-österreichische Linie der Deutschen erzeigt hat b).

Endlich erschien Hilfe von einer Seite her, wo es kaum jemand, weder Katholik und noch weniger Protestant vermuthet hätte. Churfürst Schweickard von Mainz veranstaltete eine Zusammenkunft zu Mülhausen, welcher er nebst dem Churfürsten Ferdinand von Cöln einem Bruder des Herzog Maximilian von Bayern, dem Churfürsten Johann Georg zu Sachsen und Landgrafen Ludwig von Hessendarmstadt persönlich, der Churfürst Lothar von Trier aber und Herzog Maximilian von Bayern durch Gesandte beywohnten. Die Hauptabsicht mag gewesen seyn, dem Churfürsten von Sachsen, und durch ihn den übrigen sowohl ober- als niedersächsischen Fürsten jene Besorgnisse zu benehmen, die man in ihnen pfälzischerseits in Ansehung der geistlichen Güter und Bisthümer zu nähren trachtete, als wenn nehmlich die Rüstung der Ligue hauptsächlich dahin angesehen sey, sie durch die Waffen den Protestanten

aus

b) KHEVENHILLER T. IX. p. 702. seqq.

aus den Händen zu reissen. Eine von den anwesenden Katholischen ausgestellte schriftliche Versicherung, daß sie niemand wegen dieser Güter beleidigen, überziehen, oder durch Gewalt davon verdrängen wollen, war hinreichend den Churfürsten zu beruhigen, der noch dazu, welches man vielleicht nicht einmal sich zu hoffen getraut hatte, sich mit ihnen dahin verband, „daß, nachdem sie die böhmischen Unruhen mit ihren Folgen auch des Bethlen Gabors und folglich der Türken hervorbrechenden Gewalt erwogen, und allen Umständen nach gefunden, daß durch keine gütliche und rechtliche Mittel demselben zu helfen sey, sie aus vielen und wichtigen Ursachen dem Kaiser hilfliche Hand biethen, und alle mögliche Assistenz leisten wollen, damit er bey seinem durch rechtmäßige und ordentliche Mittel erlangten Kaiserthum und Königreich erhalten, und seine kaiserliche Würde und Ansehen nicht verletzt werde" c).

Unter den vielen Unvorsichtigkeiten, die sich Churfürst Friederich zur Schuld hatte kommen lassen, war nicht eine der letzten, daß er nicht zufrieden mit Bethlen Gaborn als einem Vasallen der damals so allgemein verabscheuten Türken in

c) LONDORP. P. II. pag. 9. seqq.

Bündnissen zu stehen, auch noch eine Art persönlicher Freundschaft mit ihm errichtete, welche so weit gieng, daß er ihm in der Folge sogar die Pathenstelle seines zu Prag gebohrnen Prinzen übertrug, worüber selbst mehrere seiner Räthe, die besser einsahen, wie weit in manchen Fällen die Vorurtheile des Volks zu schonen sind, mißvergnügt waren. Da vollends Gabor bey einigen Gelegenheiten nicht undeutlich merken ließ, daß er nebst Ungarn auch Oesterreich gern für sich hätte, so glaubte man die Türken selbst schon durch pfälzischen Vorschub mitten in Deutschland und an den Gränzen von Bayern und Sachsen zu sehen. Wie gut des Pfalzgrafen Gegner diese Umstände benutzt haben, erhellt schon daraus, daß die zu Mühlhausen versammelten Fürsten keinen scheinbaren Grund, dem Kaiser beyzustehen, glaubten anführen zu können, als Gabors und folglich auch der Türken hervorbrechende Macht.

Das aber noch andere Ursachen bey dem Churfürsten mitgewirkt haben, läßt sich kaum zweifeln. So wenig es möglich ist, die geheimsten Triebfedern und Beweggründe der Großen bey jeder ihrer Handlungen genau zu entfalten, so sehr war auch das Publikum damals schon

über

über die wahren Gesinnungen desselben getheilt. Von kaiserlicher Seite glaubte man, die Gerechtigkeit der Sache habe bey ihm das Uebergewicht erhalten. Die Böhmen waren der Meynung, der geheime Verdruß, daß nicht mehr Rücksicht bey der Wahl auf ihn genommen worden, und der ausserordentliche Haß der sächsischen ubiquistischen Prediger gegen den Calvinismus hätten den größten Theil daran. Wenigstens schrieb der chursächsische Oberhofprediger Hoe, ein Mann, der in dem sächsischen Cabinet so gut zu sprechen hatte, als P. Lamormain zu Wien, und Scultetus zu Heidelberg, gleich nach der Wahl an den Grafen Schlick, und bezeigte ihm sein herzliches Mitleiden, daß er von den calvinischen Brandfüchsen (eine Anspielung auf Samsons Füchse) so häßlich sey betrogen worden, woraus die Böhmen sicher glaubten schließen zu können, daß man zu Dresden auf die Nachricht von der Wahl des Churfürsten gewartet, und nur deswegen gegen die Böhmen unwillig sey, weil man in der Hoffnung getäuscht worden.

Hoens Schmerz, daß die Wahl auf einen Calvinisten gefallen, preßte ihm sogar folgenden Seufzer ab: „Erbarm es Gott, daß man die evangeli-

 schen

schen Kirchen nicht anders bedenken thut. Was wird wohl endlich künftig die Besserung seyn, wird der calvinische unruhige Geist, wenn er die Ueberhand überkommt, es uns erträglicher machen als die Papisten? Das glaub ich nimmermehr. O wie schad, o wie großer Schad, um so viel edle Länder, daß sie alle dem Calvinismo in den Rachen sollen gesteckt werden. Vom occidentalischen Antichrist sich losreissen, und den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil." Da nun der Graf wegen seines Eifers wider die hochschädliche, gotteslästerliche und hochverdammliche calvinische Lehre in der ganzen Christenheit berühmt sey, so bitte er ihn (um Gottes und der Wunden Christi Willen) per amorem dei & per vulnera Christi, dabey zu bleiben, und es auf eine solche Art im Werk selbst zu zeigen, daß die ganze Nachkommenschaft desselben beharrlichen Eifer zu rühmen Ursache haben möge. Er habe das papistische Joch nicht leiden können, das calvinische sey ja eben so unerträglich und noch viel mehr" d).

Dieses Schreiben fiel den Böhmen in die Hände, und ward mit so beißenden Bemerkungen öffent-

d) LONDORP, Tom. I. p. 932. seqq.

öffentlich bekannt gemacht, daß es eines der größten Wunder gewesen wäre, wenn der beleidigte Stolz eines Oberhofpredigers seiner Rache nicht vollen Zügel gelassen hätte. Man braucht daher eben nicht zu dessen Vaterland, weil er ein gebohrner Oesterreicher war, seine Zuflucht zu nehmen, indem Ferdinand ohnehin keine größeren Feinde als die österreichischen Protestanten hatte. Daß dem Churfürsten von dem kaiserlichen Hof neuerdings Aussichten auf Cleve und Jülich seyen gemacht worden, wird kaum zu erweisen seyn, und reimte sich auch mit dem übrigen Staatssystem Ferdinands nicht zusammen, indem man dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm wegen dessen naher Verbindung mit Bayern keine Ursache zum Mißvergnügen geben durfte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmidt, Michael Ignaz,

Michael Ignaz Schmidts Kaiserl. Königl. wirklichen Hofraths, Directors des Kaiserl. Königl. Hausarchivs, und der Büchercensur Commission-Beysitzers Neuere Geschichte der Deutschen
Bd.: 7

1789

Bamberg, Staatsbibliothek -- 70.3800(7/8#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11829161-7
VD18 90030508